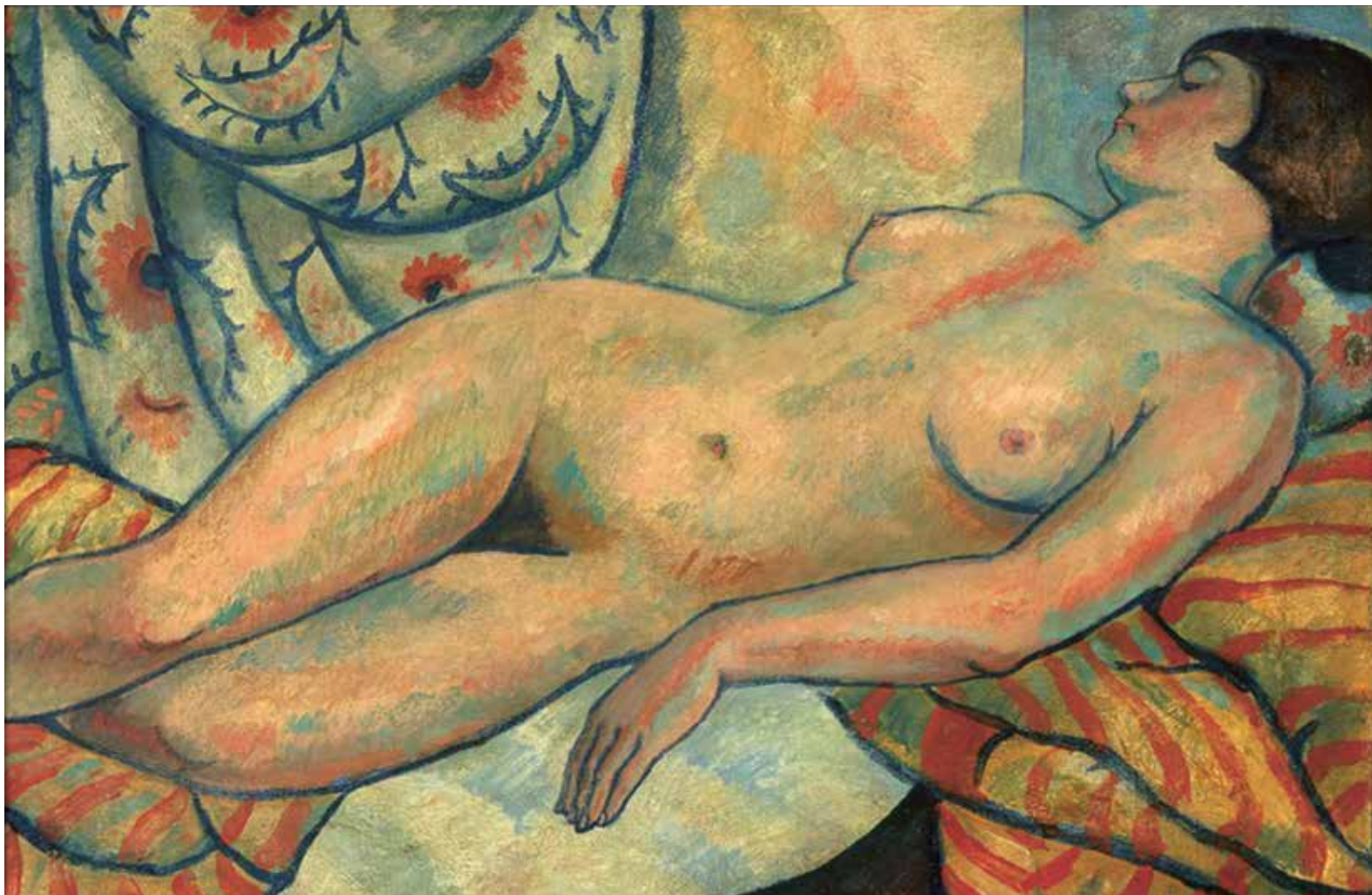


DIE WELTWOCHEN



Die befreite Frau

#MeToo ist ein zivilisatorischer Meilenstein.

Sarah Pines

Habeck gegen Deutschland

Europas grösste Industrienation wird verschrottet. *Prof. Dr. Stefan Homburg*

König Charles III. stammt aus der Waadt

Das fidele Leben seines Ur-Ur-Ur-Grossvaters
Auguste Louis de Senarclens-Grancy. *Andreas Z'Graggen*

Bruce Willis
Tom Kummer verabschiedet
eine Ikone romantischer
Männlichkeit

IM GARTEN ZUHAUSE

Neuheiten entdecken



Die verfluchten Könige

Eben lese ich den grossartigen Fünfbänder «Die unseligen Könige» von Maurice Druon, genauer: Ich lasse mir diesen französischen Bestseller der 1950er Jahre vorlesen, in Ermangelung eines deutschen Hörbuchs auf Englisch. Sorry, Druons Hochfranzösisch ist zu gut für mich. Ausserdem macht es der englische Vorleser Peter Joyce brillant. Seine Interpretation fühlt sich an wie ein Theaterstück von Shakespeare.

Das Werk ist fantastisch. Darauf gestossen bin ich, als auf Sky «Game of Thrones» lief, diese Fantasy-Saga um ein erfundenes mittelalterliches Grosskönigreich, in dem sich die Adeligen gegenseitig betrügen, abschlachten, in immer fürchterlichere Intrigen verstricken. Exzellente Unterhaltung. Der Autor der Buchvorlage, George R. R. Martin, beruft sich als Inspirationsquelle auf Druons detailgenau recherchierten Historienroman.

«Die unseligen Könige» behandelt den Niedergang Frankreichs im 14. Jahrhundert, den Verfall der Dynastie der Kapetinger am Höhepunkt ihrer Herrschaft. Das reichste, stärkste und kulturell führende Königtum Europas stürzt innert weniger Jahrzehnte in Elend und Krieg. Am Ursprung des Unheils steht ein Fluch – ausgestossen auf dem brennenden Scheiterhaufen von Jacques de Molay, dem letzten Grossmeister der Tempelritter.

Druon war eine Figur, wie es sie heute nicht mehr gibt, Literat, Romancier, grosser Erzähler und Politiker aus russisch-jüdischer Familie, auf eine wunderbar moderne Art konservativ, dekoriertes Ritter, Kavalier der Künste und Kulturminister in der Regierung von Präsident Georges Pompidou. Er starb 2009 nach einem reichen Leben, über achtzigjährig. Seine politische Laufbahn beendete er als Mitglied des Europaparlaments.

Druons Frankreich geht an der Mittelmässigkeit seiner Herrscher zugrunde. Auf den grossen, strengen Philipp IV. (1268–

1314) folgt eine Reihe unfähiger Söhne und Thronfolger, dazwischen Ränke, Ehebruch und Mord, das ganze Horrorkabinett menschlicher Laster und Abgründe, ein Königreich als Schlangengrube, und die Bewohner der Herzogtümer und Grafschaften sind dem Walten der Mächtigen ausgeliefert wie einer böartigen Krankheit.

Ich musste beim Zuhören oft an die Schweiz denken. Was für ein Wunder, unser Land. Als Philipp IV. seinen einstigen Günstling, den Tempelritter de Molay, nach erfolgterem Ge-

Die «Schwyzer» waren für die Regenten Europas eine Zumutung, eine Provokation. Sie sind es heute noch.

ständnissen 1314 öffentlich verbrennen liess – um einen Machtrivalen auszuschalten und dessen Reichtümer einzusacken –, schickten sich die Eidgenossen an, die herzoglichen Ritter Habsburgs am Morgarten zu besiegen, um die Adels-Autokraten abzublocken.

Natürlich war die Schweiz noch keine Demokratie, aber sie war dabei, sich nach den Sagen ihrer Widerstandshelden eine schon für damalige Verhältnisse einzigartig demokratisch-freiheitliche Verfassung zu geben. Nicht ein fast allmächtiger König wie in Frankreich sollte herrschen. Die Eidgenossen bauten sich einen Staat des Misstrauens gegen Monarchen und Potentaten. Sie erkannten: Freiheit ist zerstückelte politische Macht.

Das ist die Geschichte unseres Landes. Die Gründer unserer Schweiz brauchten keinen Druon, um vorzusehen, dass ein Land, dessen Wohl von der Qualität seiner Herrscher abhängt, früher oder später verloren ist. Macht korrumpiert, und wehe, wenn Grössenwahn, Eitelkeit oder Mittelmässigkeit regieren. Frankreich brauchte fast sechs Jahrhunderte bis zur Demokratie. Die «Schwyzer» Berg-

bauern legten erste Samenkörner im Sommer 1291.

Die Schweiz ist eine kolossale politische Errungenschaft, das Gegenteil dessen, was Druon so wunderbar beschreibt, ein Monument des zivilisatorischen Fortschritts zur Freiheit, als die angeblich fortschrittlichsten Regenten Europas noch nichts von Freiheit im schweizerischen Sinne hören wollten. Deshalb bekämpften sie die Eidgenossen bis aufs Blut. Die «Schwyzer» waren für sie eine Zumutung, eine Provokation. Sie sind es heute noch.

Nach wie vor liegt die grösste, einzigartige Qualität der Schweiz darin, dass sie nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben regiert wird. Eine tiefe realistische Einsicht prägt den Aufbau unseres Staates: Irgendwann versagt auch die klügste Elite. Siehe Credit Suisse. Macht stumpft ab, macht dumm. Weil das so ist, muss Macht breit gestreut bleiben. Das schützt vor Fehlentscheiden nicht, macht sie aber erträglicher und korrigierbarer.

Bedroht wie ein seltenes Pflänzchen ist die Schweizer Demokratie der Selbstbestimmung nach wie vor. Heute aber schwingen sich nicht Könige und Herzöge aus entlegenen Fürstenthöfen auf, um über die Eidgenossen zu gebieten. Die modernen Aristokratien heissen EU, G-20 oder Uno-Sicherheitsrat. Auch sie entscheiden autoritär, losgelöst und abgehoben, von oben nach unten, über alle Köpfe hinweg, an der Lebenswirklichkeit der Schweiz vorbei.

Als Schweizer hätte Druon sein fulminantes Werk niemals schreiben können. Unsere Geschichte produziert keine grossen Tragödien und Dramen, höchstens Dramolette, Komödien, manchmal Tragikomödien. Kein Wunder, leiden unsere Dichter an ihrer Schweiz. Sie ist ihnen zu klein für die grossen Stoffe und Romane. Ihr Unbehagen ist das Ergebnis unseres Glücks: der anspruchsvollen Freiheit, selber über unser Schicksal zu bestimmen. R. K.

Sarah Pines würdigt #MeToo, Stefan Homburg über Robert Habeck, Weltwoche-Gespräch mit Vytautas Landsbergis, Jungbrunnen-Forschung, Giorgia Meloni vs. Elly Schlein, Tom Kummer ehrt Bruce Willis

Fünf Jahre nachdem die amerikanische Schauspielerin Alyssa Milano den Hashtag #MeToo weltweit bekannt gemacht hat, wird diese dritte feministische Welle zunehmend kritisch gesehen. Das ist auch wichtig. Viele Karrieren wurden seither mit falschen Anschuldigungen zerstört. Unsere Autorin Sarah Pines sah die Bewegung lange kritisch. Jetzt zieht sie Bilanz – und kommt zum Schluss: #MeToo ist, trotz allem, ein zivilisatorischer Meilenstein. Illustriert wird ihr Essay mit einem Gemälde der französischen Künstlerin Suzanne Valandon (1865–1938), die schon im späten 19. Jahrhundert für weibliche Selbstbestimmung eintrat. **Seite 12**



Selbstbestimmung, jetzt!
Selfie von Suzanne Valandon, 1920.

Das deutsche Wirtschaftsministerium war einst der Ort, von dem der Urknall für das Wirtschaftswunder ausging. Wirtschaftsminister Ludwig Erhard hatte handstreichartig die Preise freigegeben, was die Produktion und den Konsum auf Jahrzehnte hinaus entfesselte. Was passiert heute in Deutschland? Wir fragen Stefan Homburg, emeritierter Professor für öffentliche Finanzen in Hannover. Seine Analyse zeigt, wie der heutige Wirtschaftsminister Robert Habeck den Wohlstand aufs Spiel setzt. **Seite 24**

Als der Anführer der litauischen Freiheitsbewegung, Vytautas Landsbergis, in den späten 1980er Jahren mit abgewetztem Sakko in Zürich weilte, liess ihn *Weltwoche*-Chefredaktor Jürg Ramspeck bei Fein Kaller mit edlem Zwirn ausstatten. Wenig später führte Landsbergis sein Volk mit der «singenden Revolution» in die Un-

abhängigkeit. Urs Gehriger hat den neunzigjährigen Landsbergis in Vilnius besucht. Der Kampf der Ukrainer gegen die russischen Invasoren erinnere ihn an den Widerstand gegen die Sowjetbesatzer: «Wenn Putin an der Macht bleibt, wird es keinen Frieden und keine gute Zukunft geben – nicht nur für Europa, sondern für die ganze Welt.» **Seite 34**

Alt werden, ohne alt zu sein: Das Thema treibt Forscher weltweit um. In den vergangenen Monaten haben sie vielversprechende Resultate vorgelegt. Wer heute dreissig bis vierzig Jahre jung ist, kann mit einer Lebenserwartung von über hundert Jahren rechnen. Auch die Schweiz

ist ein aktiver und attraktiver Standort für die Boom-Branche Anti-Aging. Bereits ist die Rede von einem «Langlebigkeitscampus», der in der Pharma-Stadt Basel oder in Zug angesiedelt sein könnte. Pierre Heumann hat die wesentlichen Fakten zusammengetragen. **Seite 40**

Nirgendwo ist der Krieg zwischen den beiden Gesichtern des Feminismus so polarisiert wie in Italien. Die neue Ministerpräsidentin, Giorgia Meloni, ist eine entschiedene Antifeministin, während die neue Vorsitzende der grössten Oppositionspartei, Elly Schlein, eine Vertreterin der Woke-Ideologie ist. Meloni ist das Salz der Erde aus der Arbeiterklasse, heterosexuell und eine Patriotin, die nur einen Pass hat. Schlein gehört zur oberen Mittelschicht, ist derzeit lesbisch und eine Kosmopolitin mit drei Pässen. Nicholas Farrell schildert den Richtungsstreit im Feminismus, der weit über Italien ausstrahlt. **Seite 48**

Unser literarischer Korrespondent Tom Kummer traf Bruce Willis erstmals 1994, als der All-American-Actionheld gerade ein ganzes Dorf namens Hailey in Idaho gekauft hatte. Er wolle sich vom Stress in Hollywood zurückziehen, sagte Willis. Es schien an seiner Substanz zu zehren, ein öffentlicher Held sein zu müssen. Inzwischen ist Willis an Demenz erkrankt. Kummer blickt nochmals zurück auf die Karriere dieses Helden der romantischen Männlichkeit. **Seite 66**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Probleme mit der Bodenheizung? Eine Analyse schafft Klarheit.

Bodenheizungen, die bereits über 30 Jahre in Betrieb sind, sollten untersucht werden. Viele ältere Bodenheizungsrohre bestehen aus Kunststoff. Diese verspröden und verschlammten mit der Zeit. Wenn Sie nicht rechtzeitig reagieren, kann es teuer werden. Deshalb ist eine vorbeugende Analyse sehr ratsam.



BODENHEIZUNGSROHRE VERSPRÖDEN

Bodenheizungen sorgen für Komfort und sparen Platz. Doch die unsichtbare Wärmeverteilung altert. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Werden Probleme nicht frühzeitig erkannt, sind die Schäden meist irreparabel. Betroffen sind insbesondere Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Dieser versprödet mit der Zeit.

KALTE BÖDEN. WIE WEITER?

Wenn die Bodenheizung nicht die gewünschte Leistung bringt, gewisse Räume kalt bleiben und die Regulierung nicht richtig funktioniert, lohnt es sich, eine Fachperson hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass die Anlage vor Ort genauestens untersucht wird.

KLARHEIT DURCH ANALYSE

Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten ausgewertet werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse herrscht Klarheit darüber, wie es wirklich um eine Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige Hundert Franken zu realisieren und lässt eine klare Aussage über die Machbarkeit einer Sanierung zu.

SCHUTZSCHICHT GEGEN DIE ALTERUNG

Das Original zur Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung hat die Naef GROUP 1999 auf den Markt gebracht. Damit werden

bestehende Bodenheizungen ganz ohne Baustelle saniert. Die Innenbeschichtung dient dabei als Schutzmantel gegen weitere Versprödung.

NICHT SPÜLEN, SONDERN SANIEREN

Alternativ werden seit einigen Jahren von diversen Anbietern auch Spülungen und Reinigungsverfahren angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – nicht behoben wird. Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung hingegen tatsächlich saniert.



QR-Code scannen und unverbindliches Beratungsgespräch anfordern.

10-JÄHRIGE GARANTIE MIT DEM ORIGINAL

Das HAT-System ist das einzige Rohr- innensanierungsverfahren, das Kunststoff-Bodenheizungen gemäss DIN-Norm 4726 sauerstoffdicht macht und damit die Alterung stoppt. So ist eine Erweiterung der Lebensdauer der Rohre garantiert und zudem werden auch gleich alle anderen wesentlichen Bodenheizungs-Komponenten gewartet oder ersetzt. Die Wertigkeit des Originals wird durch eine 10-jährige Garantie unterstrichen.

JETZT ZUSTANDSANALYSE BUCHEN

Die Zustandsanalyse wird von einem Spezialisten der Naef GROUP bei Ihnen vor Ort für nur **380.– CHF (inkl. MwSt.)** durchgeführt. Das Angebot gilt für Objekte in der Deutschschweiz. Für Objekte im Engadin, im Wallis, im Tessin und in der Romandie gelten andere Preise. Die Analyse umfasst eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte.

Ja, ich möchte mehr dazu erfahren. Kontaktieren Sie mich unverbindlich.

Name
Vorname
Strasse
PLZ, Ort
Jahrgang Liegenschaft
Telefon
E-Mail
Datum
Unterschrift

Weltwoche 2023

Bitte Talon zurücksenden oder anrufen

Naef GROUP

Wolleraustrasse 15N, 8807 Freienbach

Tel.: 044 786 79 00, Fax: 044 786 79 10

E-Mail-Adresse: info@naef-group.com

www.naef-group.com



Richtungskampf in Europa: Giorgia Meloni. S. 48



Edelmann:
Auguste de Senarclens.
Seite 53



Wirtschaftsdilettant: Robert Habeck. S. 24

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Sechzig Gender für Sekundarschüler
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Sascha Ruefer
- 10 Tagebuch Olivier Anken
- 11 Bern Bundeshaus
Chiesa schlägt Burkart
- 12 Die befreite Frau
#MeToo ist ein zivilisatorischer Meilenstein
- 14 Weisheit des Herzens
- 17 Personenkontrolle
- 17 Inside Washington
- 18 Mörgeli Prämienschok in Permanenz
- 18 Sprich, o weise Schwester
Ratlose Schweiz im Uno-Sicherheitsrat
- 19 Peter Bodenmann Bezahlte
Spinn-Doktoren verdrecken Pfister
- 20 Ausländer machen die Schweiz unsicher
Politiker und Richter kapitulieren
- 22 Migration
914 000 Einbürgerungen seit 2000
- 23 Lichtblick Finger weg von «Mutter»
- 24 Habeck gegen Deutschland
Eine Industrienation wird verschrottet
- 26 Was kostet der Aufbau der Ukraine?
Die Zerstörungen summieren sich
- 27 Kurt W. Zimmermann
Sieger und Verlierer des Jahres
- 28 Khiva, Knospe des Orients
Symbol des aufblühenden Usbekistan
- 30 Schwyz verbietet Staatskritik an Schulen
Gesinnungstest im Ur-Kanton

- 31 Putin privat Ein Ex-Leibwächter
plaudert aus dem Nähkästchen
- 32 Warum Ehemänner fremdgehen
Amanda Goff weiss es
- 34 «Putin ist ein politischer Kannibale»
Vytautas Landsbergis im Gespräch
- 36 Geschichte Landsbergis und die *Weltwoche*
- 38 Porfirio Rubirosa
Der letzte Playboy
- 39 Anabel Schunke
Wie sozial sind Linke?
- 40 Für immer jung
Forscher suchen nach dem Jungbrunnen
- 42 Unsere Mission ist heilig
Ewige Regeln der Kriegspropaganda
- 43 Schläge vom Kerl im Frauenkleid
Riley Gaines' Kampf für sportliche Fairness
- 44 Deportation oder Evakuierung?
Doppelmoral der westlichen Richter
- 46 Michael Ballweg Er wird immer skeptisch,
wenn zu viele in dieselbe Richtung laufen
- 47 Tamara Wernli
Erwarten Frauen zu viel von Männern?
- 48 Kampf der Feministinnen
Giorgia Meloni vs. Elly Schlein
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe
Ben Ferencz, Heinz Hinterkircher
- 52 Beat Gygi
Gefangene Gefängniswärter

EIN KÖNIG MIT SCHWEIZER WURZELN

- 53 Charles III. stammt aus dem Waadtland
Die Familie de Senarclens besteigt
mit ihm den britischen Thron

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Die andere Sicht auf den Kolonialismus
Cancel-Culture-Opfer Nigel Biggar
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Diese romantische Männlichkeit
Hommage an Bruce Willis
- 68 Fernsehen
- 68 Film «Manta, Manta – Zwoter Teil»
- 69 Ausstellung «Das Chalet «
- 69 Alben für die Ewigkeit
Miles Davis: «Bitches Brew»
- 70 Kunst Miriam Cahn
- 71 Comedy Jay Leno
- 71 Jazz Frei/Schilt/Amereller

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Frauen
- 74 Thiel Schweinebäcker
- 74 Häuser
- 76 Essen und Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Menschen von Morgen Etienne Jeoffroy
- 80 Zeitzeichen
- 80 Fragen Sie Dania
- 81 Mittagessen mit ... Sibylle Oetiker
- 82 Das indiskrete Interview
Linda Fäh, Sängerin

Ihr Immobilienraum?

www.immobilientraum.info

aktuell im Verkauf

3 Rebweg
8457 Humlikon



ab CHF 1'470'000.-
6½ Zi. Doppel-EFH's
+41 52 338 07 09
www.rebweg.ch

5 Trottenacker
8458 Dorf



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.trottenacker.info

6 Vistadelsole
8370 Sirnach



CHF 727'000.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 52 338 07 09
www.vistadelsole.ch

12 Schlossblick
8610 Uster



ab CHF 1'101'000.-
2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 44 316 13 42
www.schlossblick.ch

14 Glattwies
8152 Glattbrugg



CHF 1'554'000.-
4½-Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 87
www.glattwies.ch

16 Vistacasa
8308 Illnau



ab CHF 1'145'000.-
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 52 338 07 09
www.vistacasa.ch

18 Schmiedgass
8545 Rickenbach



ab CHF 715'000.-
3½ - 5½ Zi.-Wohnung
+41 55 610 47 46
www.schmiedgass.ch

20 Tre Fiori
8913 Ottenbach



CHF 1'851'000.-
7½-Zi. Reihen-EFH
+41 55 610 47 46
www.tre-fiori.ch

22 Solevista
8615 Wermatswil



CHF 2'187'500.-
4½ Zi.-Wohnung
+41 44 316 13 42
www.solevista.ch

23 Dreieckspitz
8406 Winterthur



Alle Wohnungen reserviert
2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.dreieckspitz.ch

„Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilien-träume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



Projektankündigungen

1 am Goldenberg
8400 Winterthur



3½ - 4½-Zi. Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amgoldenberg.ch

2 Römergarten
8404 Winterthur



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

4 Projektankündigung
8311 Brütten



Marktauftritt demnächst!
4½ Zi. Reihen-EFH's
+41 52 338 07 09
www.immobilientraum.info

6 Duovivo
8904 Aesch ZH



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.duovivo.ch

7 Uetliblick
8136 Thalwil-Gattikon



Marktauftritt demnächst!
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.uetliblick-gattikon.ch

9 Chridlerpark
8127 Aesch-Maur



Liegt seit 17 Monaten beim Bundesgericht!!
3½ - 6½ Zi. WHG und EFH
+41 55 610 47 46
www.chridlerpark.ch

10 am Zentrum
8910 Affoltern a.A.



2½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.amzentrum.ch

11 am Eichacher
8904 Aesch



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.ameichacher.ch

13 Soley
8309 Birchwil



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.soley-birchwil.ch

15 Puro Vivere
8157 Dielsdorf



5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's
+41 55 610 47 46
www.purovivere.ch

17 inside
8152 Glattbrugg



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen
+41 55 610 47 46
www.immobilientraum.info

19 Projektankündigung
8404 Stadel



3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH
+41 52 338 07 09
www.immobilientraum.info

21 Grastal
8310 Grafstal



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen
+41 55 610 47 46
www.grastal.ch

Jetzt Newsletter abonnieren!



Wir fördern Sport & Unterhaltung:



padelarena.ch

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner

Zürcherstrasse 124
8406 Winterthur



Sechzig Gender für Sekundarschüler

Drei Thementage vor Ostern sollten den Vierzehnjährigen in Höngg sexuelle Identität und Inklusion beibringen. Die Überforderung war total.

Christoph Mörgeli

Niemand Geringerer als Alois Carigiet hat das Schulhaus Lachenzel in Zürich Höngg mit Fresken geschmückt. Sein Schellen-Ursli und seine Flurina, vielleicht sogar die Ziegen Zottel, Zick und Zwerg würden sich allerdings wundern, welcher Lehrplan den Schülern einer zweiten Sekundarklasse heutzutage zugemutet wird. An drei Thementagen vor Ostern wurden sie in «Identität, Liebe, Geschlecht und Genderfragen» unterrichtet. Die Schulleiterin hatte die Eltern zuvor in der Hoffnung auf «spannende Tage» orientiert, dass sämtliche Fachlektionen während der drei Tage ausfallen würden: «Die Auseinandersetzung mit diesen Themen soll zu mehr Verständnis und Wissen sowie zu mehr Respekt und Toleranz führen.»

Beim dafür vorgesehenen Lehrmittel sind die Buchstaben des Wortes «Thementage» in den Farben der LGBTQ-Bewegung abgebildet. Anlässlich einer der gestellten Aufgaben werden die Sekundarschüler aufgefordert, einen Podcast des deutschen Südwestrundfunks (SWR) anzuhören. Da heisst es: «Die Frage, wie

viele Geschlechter es gibt, hängt davon ab, wie man es definiert.» Die Biologie mit ihren fortpflanzungstechnischen Begriffen «männlich» und «weiblich» sehe das viel zu eng. Denn es gebe «viele Beispiele für intersexuelle Menschen», die «gleichzeitig Eierstock- und Hodengewebe haben». In Wahrheit weisen etwa in Deutschland nur gerade 0,007 Prozent der Neugeborenen kein eindeutiges Geschlecht auf.

«Geschlecht jetzt entdecken»

Doch die «biologischen Begriffe» sind laut SWR-Sendung «Wissen» ohnehin nicht die einzigen, auf die es ankommt. Es gehe eben, so lernen die Höngger Schüler, um «Geschlechter im sozial-kulturellen Kontext, kurz: Gender». Und im Sinne von Gender lasse sich die Anzahl von Geschlechtern «kaum an eindeutigen objektiven Merkmalen» festmachen. Die Tatsache von zwei biologischen Geschlechtern helfe «überhaupt nicht weiter, um politisch-gesellschaftliche Entscheidungen zu treffen, etwa wie wir mit den verschiedenen Formen von Transidentität umgehen». Zum durchaus anfechtbaren SWR-Text müssen die Vierzehnjährigen in ihrem Lehrmittel sieben Fragen beantworten, etwa die folgende: «Warum ist es heute eigentlich unwesentlich, welches Geschlecht eine Person hat?»

Hierauf haben die Schüler «diverse Symbole» den «diversen Gender» zuzuweisen, und dies bei weitem nicht etwa nur für männlich, weiblich oder divers. Vielmehr geht es um die Symbole für «androgyn, agender, bigender, demi-boy, demigender, asexuell, schwul, genderqueer, transgender, demigirl, neutrois, homosexuell, lesbisch, non-binär, transgender, travesti und intergender». Auf dem Plakat einer früheren Ausstellung im Lenzburger Stapferhaus zum Thema «Geschlecht jetzt entdecken» müssen die Schüler binäre Pflanzenblüten samt Klitoris, Schlange (Versuchung), Zunge (Sinnlichkeit) sowie Penisse und Vulven hineininterpretieren.

In einer Art Fahnenkunde gilt es dann, neun bunte Flaggen der entsprechenden sexuellen Orientierung zuzuordnen. Ausgangspunkt sei dabei immer «das soziale Geschlecht: das Geschlecht, dem man sich zugehörig fühlt». Die

Heterosexuellen bewegen sich flaggenmässig sechsmal quergestreift in Farben zwischen Weiss, vier Grautönen und Schwarz. Sie sind also unbunt, wirken hoffnungslos verstaubt und damit absolut unattraktiv. Ganz anders präsentieren sich die farbenfrohen Flaggen für

Die Biologie mit ihren Begriffen «männlich» und «weiblich» sehe das viel zu eng.

die «Bi- und Pansexuellen, für LGBTQ+, Gay, lesbisch, Demi und Polyamorie». Und selbst die Asexuellen schmücken sich noch mit einem violetten Streifen. Im Vergleich zu den Höngger Themenwochen dürfte sich die Flaggenkunde der britischen Kriegsmarine geradezu bescheiden ausnehmen.

Geografie des Schwulseins

Niemand müsse sich irgendeiner der möglichen sexuellen Spielarten schämen, so das Lehrmittel, wohl aber allfälliger «Vorurteile». Etwas Geografie kommt immerhin ins Spiel bei der Frage, in welchen Ländern etwa «schwuler Sex eines 17-Jährigen» oder «ehelicher Sex einer 13-Jährigen» erlaubt sind. Und schliesslich ist anhand bunter Buchstaben zu erläutern, für welche Zeichen der Ausdruck «LGBTIQ+» steht.

Der kantonalen Volksschule sind die hier besprochenen Unterrichtsmaterialien «nicht bekannt». Doch sei durchaus ein Nebeneinander von obligatorischen Lehrmitteln und freier Lehrmittelwahl auf der Ebene der Schule beziehungsweise der Gemeinde vorgesehen: «Für die Qualitätssicherung des Unterrichts sind grundsätzlich die Schulen und die Schulpflegen verantwortlich.»

Wer sich der Mühe unterzieht, die Anzahl möglicher «Gender» nachzuzählen, kommt auf exakt sechzig. Angesichts dieser Fülle von sexuellen Orientierungen dürfte das Gefühl von «Identität» und «Zugehörigkeit» der Zweitsekundarklässler im Höngger Schulhaus Lachenzel nicht gestärkt werden. Zurück bleibt nicht viel mehr als Verunsicherung total.



Bunte Flaggenkunde: Offizielles Porträt der Zürcher Bildungsdirektorin Steiner.

Lieber Sascha Ruefer

Sie sind für mich der beste Fussballkommentator von SRF, kompetent und witzig reagieren Sie blitzschnell auf neue Situationen, Sie sind zu bewundern. Nun bitte ich Sie, auf keinen Fall sich künftig grössere Zurückhaltung aufzuerlegen, nur weil heute dauernd extreme Hecken-schützen mit entsicherter Flinte darauf lauern, dass eine bekannte Persönlichkeit einen Satz macht, der potenziell nicht einwandfrei politisch korrekt ist. Wobei heute sogar Sprüche, die nie veröffentlicht wurden, bei Dreharbeiten gefallen sind und dann rausgestrichen wurden, den Kameraden einer Linkspostille zugespielt werden und zum Beginn einer kleinen medialen Hexenjagd führen können. Wie in Ihrem Fall.

Sie sollen sich also im Off-Off-Off rassistisch über Granit Xhaka geäussert haben, behauptet die linke *Wochenzeitung* (WOZ). Und der *Tagi* doppelt gleich nach: «Ohne Gegenbeweis ist Sascha Rufer kaum zu retten.»



Alles paletti, nun?
Kommentator Ruefer.

Dabei gibt es gar nichts zu beweisen. Wie gesagt, der Spruch «Xhaka ist vieles, aber kein Schweizer», in der Intimität einer Dreharbeit gefallen, in einem Zusammenhang, der weggelassen wurde, entspricht ungefähr dem, was Xhaka selbst stets erklärt hat: Er sei, obwohl in Basel geboren, kein Schweizer-Schweizer, so

wie eigentlich alle Immigranten mit dem Herz ihrem Vater- und Mutterland näher bleiben als Helvetien.

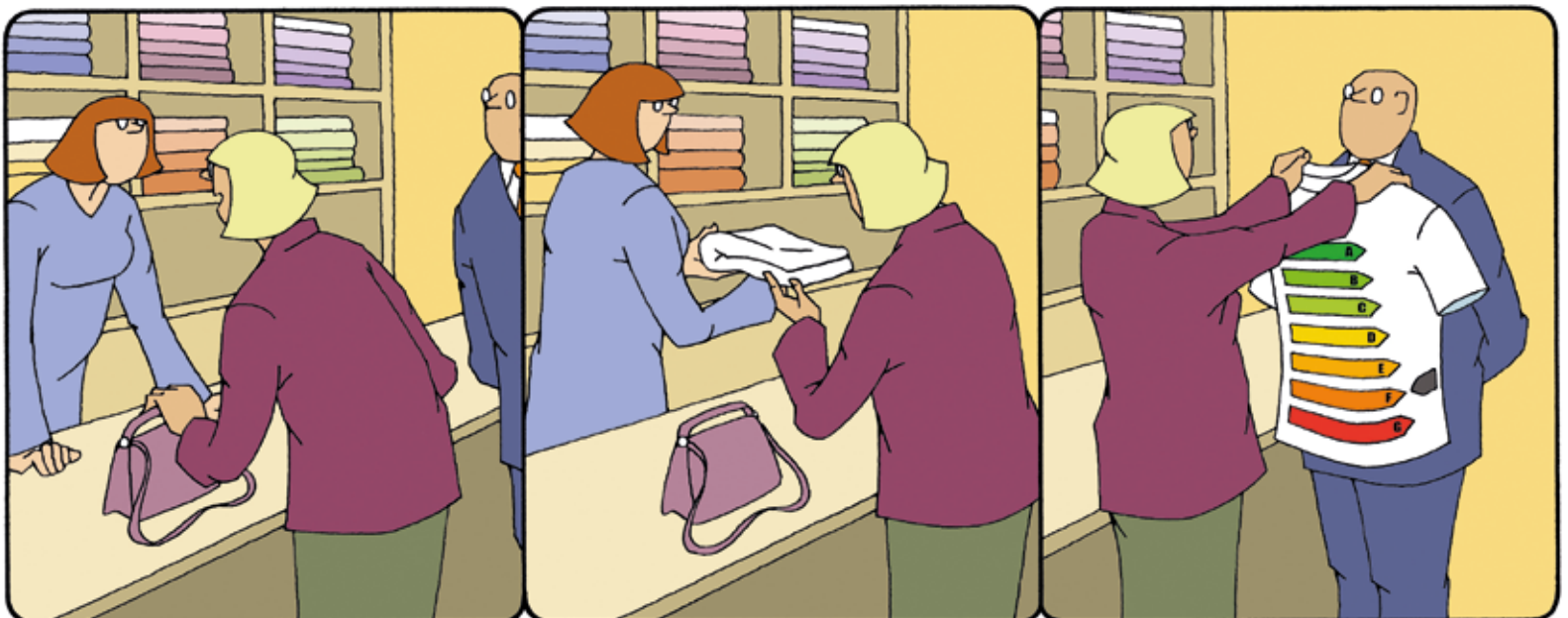
Dass übrigens Schweizer-Sein keine Rasse ist und Kein-Schweizer-Sein schon gar nicht, muss der WOZ auch mal erklärt werden. Sonst werde ich bald von der Antirassismuspolizei einvernommen, weil ich meinen Dachdecker stets als stolzen Kosovaren betitele, obschon er längst eingebürgert ist.

Die Sache hat sich inzwischen aufgelöst, Sie mussten eine Pressekonferenz einberufen zur Visionierung des inkriminierten Materials. Eigentlich verrückt.

Alles paletti, nun? Nein. Wer vom Fernsehen hat das gemeine Spielchen mit der WOZ gemacht? Wenn SRF herausfindet, wo das Leck ist, dann ist der Informant kaum zu retten. Denkste.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Olivier Anken



Exakt vierzig Jahre sind seit dem dritten und bisher letzten Meistertitel des EHC Biel vergangen. Es fühlt sich an wie aus einem anderen Leben – und ist doch so nah. Jetzt, da sich unsere Nachfolger erstmals für den Play-off-Final qualifiziert haben, werden die Erinnerungen wieder präsenter. In Biel gab es in den 1970er Jahren eine aussergewöhnliche Konstellation. Dank der finanziellen Basis von Verleger Willy Gassmann gehörten wir seit dem Aufstieg des Klubs in die Nationalliga A 1975 immer zu den Favoriten. Ich stiess 1976 von Forward Morges zum Team – zuerst probenhalber, weil ich noch die RS absolvieren musste. Danach fix.

Es sollte eine dauerhafte Verbindung werden – und eine sehr erfolgreiche. 1978 und 1981 holten wir jeweils den Titel. 1982 aber drohte die Höchststrafe. Nur dank einem Erfolg im Entscheidungsspiel gegen den SC Bern entgingen wir der Relegationsrunde.

Also gaben wir im nächsten Jahr nochmals richtig Gas. Gassmann verstärkte das Team mit Daniel Poulin, Bernhard Wist, Willy Kohler und Fredy Lüthi. Neben dem schussgewaltigen kanadischen Verteidiger Poulin war der technisch starke Stürmer Richmond Gosselin der zweite Ausländer. Zwei Ausländer – damit war das Kontingent schon erfüllt. Heute spielen sechs Söldner pro Team. Das erhöht die Attraktivität des Spiels. Doch für den Schweizer Nachwuchs ist es keine gute Entwicklung. In entscheidenden Phasen kann es vorkommen, dass kein einziger Schweizer auf dem Eis steht.

Vor vierzig Jahren bildeten in Biel unsere Schweizer Nationalspieler den Stamm: Köbi Kölliker, Marcel Niederer, Urs Bärtschi,

Noldi Lörtscher, Fredy Lüthi, Willy Kohler und meine Wenigkeit. In der letzten Meistersaison spielte ich alle 38 Partien. Dass wir damals den Titel gewannen, kam für Medien und Gegner eher überraschend. Trainer Kent Ruhnke, der später auch mit den ZSC Lions und dem SC Bern die Meisterschaft gewann, sagte uns aber schon früh in der Saison: «Wir hatten eine gute Vorbereitung. Ich bin zuversichtlich, dass wir vorne ein Wörtchen mitreden können.»

So war es dann auch. Zusammen mit Davos, Arosa und Fribourg setzten wir uns bald ab. Nach 28 Runden ging es in die Finalrunde. Dort wuchsen wir über uns hinaus. Die vier ersten

Ein Triumph des EHC Biel wäre schon rein dramaturgisch perfekt – vierzig Jahre nach unserem Erfolg.

Partien gewannen wir alle 6:3. Nach dem neunten Sieg in Serie war es dann so weit: Am 19. Februar 1983 entthronten wir Titelverteidiger Arosa mit einem 5:2 im Bündnerland. «Das ist mein grösster Erfolg, noch schöner als der Aufstieg mit dem ZSC», sagte Ruhnke.

Zehn Tage später die Pokalübergabe an Captain Urs Bärtschi. 8500 Zuschauer feierten im Eisstadion, nachdem wir mit einem 9:6 gegen Davos noch einmal Spektakel geboten hatte. Danach ging es fastnächtlich ins «Elite». Hatte uns Willy Gassmann nach den ersten beiden Meistertiteln jeweils zu einer Amerika-Reise eingeladen, sagte er nun: «Diesmal holen wir Übersee nach Biel.» Gassmann liess Tänzer aus seiner zweiten Heimat Polynesien einfliegen. Es wurde eine lange und aufregende Nacht.

Die Zeiten waren andere. Ich arbeitete zu Beginn meiner Karriere als Bauspengler und Sanitärinstallateur. Der Arbeitgeber drückte schon mal ein Auge zu. Aber selbst wenn wir nach einem Spiel im Tessin erst um drei Uhr morgens nach Hause gekommen waren, stand ich um neun Uhr im Geschäft. Von einem echten Profibetrieb konnte man erst gegen Ende meiner Karriere sprechen. So oder so fühlte ich mich in Biel immer sehr wohl. Nur einmal – als Köbi Kölliker in Ambri spielte – liebäugelte ich mit einem Wechsel. Doch weil meine Familie in Biel bleiben wollte, verlängerte ich den Vertrag.

Im vergangenen Dezember traf sich die letzte Meistermannschaft in der Tissot Arena und versammelte sich danach auf der Place Publique. Es war ein emotionales Wiedersehen. Inzwischen sind die meisten von uns im Pensionsalter – so auch Richmond Gosselin, der mit seiner Familie extra aus Kanada einflog. Daniel Poulin, der sieben Saisons in Biel absolvierte, ist 2015 nach langer Krankheit verstorben, und Pierre-Alain Flotiront überwintert inzwischen auf Gran Canaria.

Ich bin in Biel hängengeblieben. Heute lebe ich in Péry, unweit der Stadt. Wenn ab Freitag der Play-off-Final gegen Genf/Servette gespielt wird, bin ich an den Heimspielen dabei. Schon rein dramaturgisch wäre ein Triumph des EHC Biel die perfekte Geschichte – vierzig Jahre nachdem wir den Meisterpokal das letzte Mal ins Seeland geholt haben.

Olivier Anken war der überragende Schweizer Eishockey-Torhüter der 1980er Jahre. Dreimal gewann er mit dem EHC Biel den Meistertitel, 153-mal trug er das Trikot der Nationalmannschaft und nahm an vier Weltmeisterschaften sowie an den Olympischen Winterspielen 1988 in Calgary teil.

Chiesa schlägt Burkart

Der SVP-Präsident wird viel gescholten, sein FDP-Kollege hoch gelobt. Die Wahlergebnisse der beiden Parteien sprechen eine andere Sprache.

SVP-Präsident Marco Chiesa kann auf erfolgreiche Wochen zurückblicken. In Genf, Luzern und in seinem Heimatkanton, dem Tessin, errang die SVP grandiose Siege. Die Volkspartei konnte ihren Wähleranteil jeweils um über drei Prozentpunkte steigern und Sitze dazugewinnen. Schon bei Wahlen in den Kantonen Basel und Zürich im Februar ging es aufwärts, wenn auch deutlich bescheidener. «Die Entwicklung im Wahljahr 2023 ist erfreulich», kommentierte Chiesa die Resultate vor einigen Tagen. Die Themen der SVP kämen bei den Leuten an.

Chiesa hat ohne Zweifel den Turbo gezündet und alle Lügen gestraft, die ihm und seiner Partei Niederlagen en gros voraussagten. Noch am 20. März fragte die NZZ spöttisch, wo Marco Chiesa denn sei. Ob die SVP wirklich mit einem so unscheinbaren Präsidenten in den Wahlkampf ziehen wolle. Dieselbe NZZ sprach im Dezember 2021 sogar von einer Führungskrise in der SVP: Präsident Chiesa führe nicht, er werde geführt.

Teamwork statt Egoshow

Die Wirklichkeit widerlegt das Wunschdenken der Journalisten. Chiesa ist eben kein Präsident, der das Rampenlicht sucht. Das war von Anfang an klar. Die SVP brauche keinen, der meine, er müsse alles allein machen, sagte auch Partei-Dozent Christoph Blocher wiederholt.

Tatsächlich versteht es Chiesa, seine gesamte Führungsriege prominent einzubinden. Während beim Freisinn hauptsächlich Präsident Thierry Burkart sichtbar ist, ist die SVP breiter aufgestellt. Ein ganzer Trupp von Spitzenleuten tritt regelmässig in Erscheinung, angefangen bei Wahlkampfleiter Marcel Dettling und Fraktionschef Thomas Aeschi, über die Nationalräte Thomas Matter, Roger Köppel oder Alfred Heer sowie Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher bis zu Ständerat Werner Salzmann. Auch alt Bundesrat Blocher ist allgegenwärtig, wie sich gerade wieder beim Credit-Suisse-Debakel zeigte.



Grandiose Siege: Marco Chiesa.

Ein solches Teamwork spürt man derzeit bei der FDP nicht. Vor seiner Wahl im Herbst 2021 erklärte Thierry Burkart zwar, er setze zur Ver-

Chiesa, der nicht die Schweinwerfer sucht, eilt von Sieg zu Sieg. Sein Stil hat sich bewährt.

breitung des «liberalen Feuers» auf ein breit aufgestelltes Team von Vizepräsidentinnen und -präsidenten. «Ich möchte, dass diese Kandidatur ganz klar als Kandidatur eines Teams verstanden wird.» Kaum gewählt, zog er dann doch die grosse Thierry-Burkart-Show ab. Die freisinnige NZZ schrieb schon im Juni 2022 halb anerkennend, halb besorgt, Burkart sei seit acht Monaten Präsident der FDP, und es könne niemand sagen, man merke das nicht.

Seine faktische Alleinherrschaft lässt sich auch anhand der Fundstellen in der Schwei-

zer Mediendatenbank (SMD) bestens aufzeigen. Kein anderer Parteichef wurde 2022 in den Medien so häufig erwähnt wie der FDP-Präsident. Er wird sechsmal mehr in der Presse genannt als sein Vizepräsident Andri Silberschmidt. FDP-Fraktionschef Damien Cottier liegt ebenfalls weit zurück.

SVP-Chef Marco Chiesa schaffte es im selben Zeitraum nur halb so viele Male in die Zeitungen wie Burkart. Fraktionschef Aeschi und Nationalrat Köppel waren sogar häufiger im Blätterwald präsent als Chiesa. Auch Vizepräsident Matter fällt nicht weit ab. Bei der SVP ist die Öffentlichkeitsarbeit besser verteilt und organisiert – Teamwork eben.

Desaster für den Freisinn

Natürlich gab es auch kritische Artikel zu Burkart, die sich zum Beispiel mit einer parteiinternen Auseinandersetzung über neue Atomkraftwerke befassten. Meistens wurde er aber in den Medien als bürgerlicher Hoffnungsträger vorgestellt. Mit dem Krieg in der Ukraine kam ausserdem ein Thema auf, das ihm als Sicherheitspolitiker und Offizier liegt. Er stemmte sich gegen eine strikte Auslegung der Neutralität, war für eine indirekte Waffenausfuhr in die Ukraine und für eine Annäherung an die Nato. Das gefiel den Mainstream-Medien, die ihn richtiggehend hofierten. Politisch ausgezahlt hat sich seine Art der Parteiführung allerdings nicht. Die Waffenausfuhr-Geschichte ist ein Rohrkrepierer, bei den Wahlen in Luzern, im Tessin und in Genf gab es Niederlagen, in Genf muss man fast von einem Desaster für den Freisinn reden. Das ist bitter.

Chiesa, den die Medien kleingeschrieben haben, der nicht das Scheinwerferlicht sucht, eilt dagegen von Sieg zu Sieg. Sein Stil hat sich bewährt. Anders gesagt: Er hat Burkart bisher gezeigt, dass man auch mit weniger Rampenlicht gewinnen kann – indem man das eigene Ego hintanstellt und auf Kollegen und Fakten setzt, statt eine Show in eigenem Namen zu veranstalten.

Die befreite Frau

Die #MeToo-Bewegung hat in kürzester Zeit erreicht, wofür der Feminismus lange kämpfte: Heute wissen wir, wie raffiniert männlicher Machtmissbrauch sein kann.

Sarah Pines

MeToo wird gemeinhin als so etwas wie ein brechender Damm mit anschliessender Riesenwelle beschrieben. Im Jahr 2017 brach dieser Damm anlässlich des Weinstein-Skandals und ausgehend von Hollywood, einem Zentrum patriarchaler Macht, hineingegossen in das Bildklischee der «Casting-Couch», Ort von Erniedrigung und Hochschlaferei. Die ab dato die gesamte westliche Welt überrollende Welle habe, so der Tenor, die Gesellschaft mit tapferen, heterosexuellen oder queeren Frauen überschwemmt, die laut und wütend von männlichem Machtmissbrauch berichten. So viele waren es, dass es einen Hashtag brauchte, um all diese Stimmen auch nur ansatzweise zu fassen. Seit Jahren, so heisst es weiter, habe diese Welle der Wut sich angebahnt, sei zu einer nie dagewesenen «Bewegung» geworden und damit zur grössten Herausforderung an die Sozialordnung des 21. Jahrhunderts: Frauen, *people of color* und die Trans-Gemeinde prangerten gemeinsam den in westlichen Gesellschaften grassierenden strukturellen Machtmissbrauch an. Endlich.

Am anderen Ende verblieben der alte weisse Mann und seine Playmates, denn die gab es weiterhin: Patriarchats-Sklavinnen (manchmal Sklaven) im Minikleid, die es nicht kapierten, welch grauem Löwen sie da willfährig auf dem Schoss hockten, wen sie da bezirzten und bekochten.

Die Botschaft von #MeToo war eindringlich und wirkte platt: Männer, vor allem wenn sie beruflich derart erfolgreich, ergo machtvoll sind, dass andere etwas von ihnen wollen könnten (Geld, Verträge, Anerkennung), sollten genau



Er sagt. Sie sagt.

nachdenken, bevor sie gewisse Dinge tun. Mit Männern wie Harvey Weinstein, Kevin Spacey oder Roman Polanski, der in Frankreich stante pede aus der Schublade gekramt wurde, konnte die Öffentlichkeit fortan die neue alte symbolische Kastrationsgeschichte verfolgen, die mit Abélard und Héloïse begann. Und immer neue «Täter» kamen dazu.

Rettung vor Ausbeutung

#MeToo ist radikal, und #MeToo schützt Frauen. Doch handelt es sich tatsächlich um eine Bewegung – oder eher um einen wichtigen Moment innerhalb des Feminismus, nach dem Feminismus der ersten Welle (Suffragetten, Anfang des 20. Jahrhunderts) und dem der zweiten Welle (68er)? Dann wäre #MeToo tatsächlich so etwas wie eine dritte Welle, aber kleiner.

#MeToo hat Denkfehler und Inkonsequenzen, die eine Apologie der «Bewegung» allerdings nur vordergründig erschweren. #MeToo ist latent scheinheilig. So klagen viele seiner Vertreterinnen und Vertreter das Unrecht an,

eigennützig über die Körper anderer zu verfügen, verfechten aber gleichzeitig das Recht auf «Sexarbeit» (Prostitution und Pornografie) nach dem Motto: Sexarbeit sei immerhin Arbeit; von «whore-shaming» zu «slut-shaming» sei es nur ein kurzer und auch noch rassistischer Schritt. Denn, so diese Logik, seien es nicht erfahrungsgemäss weisse Frauen, die *colored* Sexarbeiterinnen vor Ausbeutung «retten» wollten, die vorgebliche Rettung also ein herablassend-kolonialer Gestus? Doch ist #MeToo nicht selber latent rassistisch, indem es die Gewalt an *women of color* durch *men of color* gerade aus Angst vor dem Rassismusvorwurf lieber unerwähnt lässt? Schon länger haben Medientheoretiker zudem auf das «missing white girl syndrome» hingewiesen: wesentlich mehr Beachtung in (amerikanischen) Medien finden Vermissten- oder Missbrauchsfälle, wenn es sich um attraktive, junge, weisse Frauen handelt. Und wer kennt Tarana Burke, in der Bronx geboren und aufgewachsen, die 2007 die Phrase «MeToo» «erfand», um auf Gewalt gegen insbesondere *women of color* hinzuweisen?



Reise in den Sternenhimmel

Der grossartigste Trost der Welt.



Sphären ohne Antworten.

Manchmal, wenn die Welt eng wird und bedrohlich und das Denken auch, flüchte ich mich nachts, wenn die Menschen aufgehört haben, Geräusche zu machen, unter den Sternenhimmel und hoffe auf eine Reise im Ozean des Universums.

Da bin ich dann, in einem kleinen Sonnensystem in einem abgelegenen Seitenarm einer nicht so grossen Galaxie, die wir Milchstrasse nennen und die um ein Schwarzes Loch kreist. Da sitze ich, blicke in die Nacht und ihre Sterne, während ich auf einer sich schnell drehenden kleinen Kugel durch das Weltall düse, ich weiss wohin, um die Sonne herum, natürlich, aber nie weiss ich, weshalb.

Wahrscheinlich gibt es kein Weshalb, keine Bestimmung, kein Ziel, und das Schicksal von allem, dem ganz Grossen und dem ganz Kleinen, ist Vergänglichkeit vom Moment der Geburt an. Das ist nicht schlimm, tragisch auch nicht; Zahnschmerzen oder eine Liebe, die ist wie ein erloschener Stern, schmerzen mehr.

Es gibt keinen Gott im Universum, glaube ich, der das Weshalb sein könnte. Der Mensch in seiner Sehnsucht nach einer Geborgenheit jenseits des Nichts bei gleichzeitiger Erlösung hat das mit Göttern und Gott ja schon versucht, aber das Göttliche war doch oft nur wie eine Sternschnuppe.

Vielleicht gibt es Ewigkeit, wenngleich unser Universum irgendwann kollabieren wird, weil ihm die Kräfte schwinden, weil Schwarze Löcher möglicherweise Kannibalen sind, wer

weiss das schon, und alle Materie und alles Licht in sich aufsaugen und sich dann gegenseitig verspeisen, bis es nur noch ein einziges Schwarzes Loch gibt, das irgendwann auch in sich zusammenfallen und zur Singularität würde, die, womöglich, irgendwann ein neues Universum aus sich herausexplodieren liesse. Dann, zumindest, hätten wir einen ewigen Kreislauf des Seins.

Offenbar ist es so, dass Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichzeitig existieren, jedenfalls nach Einsteins Relativitätstheorie. Wir Menschen kennen das in sehr vereinfachter Form; es sind jene Momente in unseren Leben, oft die glücklichen, selten die unglücklichen, in denen wir die Zeit verlieren und im Moment taumeln und tanzen und ein bisschen Ewigkeit verspüren.

In dieser Gleichzeitigkeit der Zeiten liegt, wenn man so will, der grossartigste Trost der Welt, weil so, im Prinzip, dann alle Informationen für immer erhalten blieben. Der Gedanke stammt nicht von mir, ich habe ihn irgendwo gelesen, aber er scheint mir schlüssig. Das hiesse, wenn ich das richtig verstanden habe, dass all die Gedanken, Erlebnisse und Erinnerungen all jener, die einst gelebt haben, die gerade leben und noch leben werden, für immer erhalten sind. Jedes Wort, jeder Walgang.

Das hiesse weiter, dass nicht nur all die Körper der vielleicht 72 Milliarden schon gestorbenen Menschen als einzelne Atome das

Weltall bevölkern, sondern eben auch deren Seelen. Es gibt also eine Art Unsterblichkeit im Endlichen. Die Schwierigkeit ist jetzt die Frage, was mit den unauslöschbaren Atomen und seelischen Fragmenten geschieht, deren Reise sie zuerst in die Nähe eines Schwarzen Lochs und dann über den Ereignisrand hinaus geführt hat, die versunken sind in seinem Inneren, aus dem nichts mehr entweichen kann.

Oder sind sie dort nur eingekerkert, aber nicht erloschen, nur der Möglichkeit beraubt, frei im All umherzuschwirren? Sind die Schwarzen Löcher möglicherweise dann so etwas wie der Block der lebenslänglichen Gefangenen im Universum, in den jeder gelangen kann, egal, welche Gedanken er zeit seines Lebens hegte?

In solche Gedanken flüchte ich mich gelegentlich, wenn die Welt eng wird und bedrohlich und das Denken auch. Sie beruhigen mich, diese Reisen in Sphären ohne Antworten, hin an die Ränder des Ursprungs von allem. Sie machen mich, wie man so sagt, demütig, und im Licht des Mondes scheinen die Probleme unter der Sonne etwas weniger brenzlich. Ich weiss nicht, wie lange ich in den Sternenhimmel starre und umhergondle zwischen dem Allem und dem Nichts. Meist schliesse ich irgendwann die Augen für einen Moment, und dann falle ich in ein weiteres Universum; jenes des Schlafs, der manchmal so dunkel und manchmal so hell ist wie das Weltall.

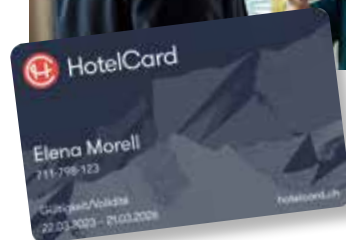


Weltwoche-Leserangebot: HotelCard Premium-Hotels bis 50% günstiger

Mit der HotelCard logieren Sie mit bis zu 50 Prozent Rabatt in Hunderten von Tophotels in der Schweiz und im gesamten Alpenraum. Vom gemütlichen Alpenchalet bis zum 5-Sterne-Superior-Resort ist für alle etwas dabei. Mit diesem Spezialangebot profitieren Leserinnen und Leser der *Weltwoche* zusätzlich von einem grosszügigen Preisnachlass auf die erste HotelCard.

Wie wäre es mit einer Luxus-Auszeit in einem erstklassigen Schweizer Hotel? Auf hotelcard.ch bieten 500 Hotels ihre freien Zimmer zum unschlagbar günstigen Preis an – und steigern so ihre Auslastung in Randzeiten. Darunter sind so aussergewöhnliche 5-Sterne-Destinationen wie das weltberühmte «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» in Interlaken, die mondäne «Villa Principe Leopoldo» in Lugano oder das elegante «Lenkerhof Gourmet Spa Resort» im Berner Oberland.

Bed & Breakfast oder Grand Hotel? Mit der HotelCard sparen Sie in sämtlichen Partner-Unterkünften bis zur Hälfte des regulären Zimmerpreises. Das sind durchschnittlich 100 Franken pro Person und Nacht. Dies bedeutet: Die Kosten der HotelCard sind in den meisten Fällen bereits nach der allerersten Buchung wieder eingespielt. Und: Je exklusiver das Hotel, desto grösser ist Ihr Sparpotenzial!



Platin-Club-Spezialangebot

**Weltwoche-Leserangebot:
HotelCard – Tophotels zum
Spezialpreis**

HotelCard-Vorteile auf einen Blick:

- Exklusive Rabatte in Hunderten Tophotels
- Ganzjährig grosse Hotelauswahl
- Unterstützung der lokalen Hotellerie
- Einfacher Buchungsprozess ohne versteckte Kosten
- 14-Tage-Geld-zurück-Garantie
- Beliebig oft einsetzbar

Sonderangebot:

- 1 Jahr für Fr. 69.– (statt Fr. 99.–)
- 2 Jahre für Fr. 133.– (statt Fr. 173.–)
- 3 Jahre für Fr. 187.– (statt Fr. 247.–)

Bestellung:

Online unter www.hotelcard.ch/platinclub-2023, oder scannen Sie den QR-Code.

Telefonisch über 0800 083 083
(Rabattcode [platinclub-2023](http://www.hotelcard.ch/platinclub-2023) angeben)

Gültigkeit:

Das Angebot ist ausschliesslich für HotelCard-Neukunden verfügbar bis 31. Mai 2023.

Informationen:

HotelCardAG, 8037 Zürich
www.hotelcard.ch

www.weltwoche.ch/platin-club



DIE  **WELTWOCH**
E **W** **L** **T** **W** **O** **C** **H** **E**

Weltwoche Digital

Vielen Dank für Ihre Treue!

PERSONENKONTROLLE

Rösti, Berset, Krähenbühl, Zaugg-Graf, Rieder, Rosengart, Picasso, Cologne, von der Leyen, Xi, Macron, Daniels, Trump



Bilderbuchpolitiker: Bundesrat Rösti.

Albert Rösti, Fotomodell, hat schon am Anfang seiner Bundesratskarriere geschafft, was andere Kollegen wie etwa **Alain Berset** (SP) erst auf dem Höhepunkt ihrer «Machtentfaltung» vorlegen – einen Bildband über sich selber. Dabei ist der Berner Oberländer erst seit drei Monaten Bundesrat. Das Buch habe mehr Seiten als der Infrastrukturminister Tage im Amt, lästerte denn auch der *Blick*. Es waren zwei Politikerkollegen aus dem Berner Oberland, **Samuel Krähenbühl** (SVP) und **Hannes Zaugg-Graf**, welche den Empfang des frischgewählten Bundesrats Rösti im Dezember 2022 zwischen zwei Buchdeckeln verewigten. Das ist gelinde gesagt eine etwas verfrühte Ehre für einen Magistraten, über den man sich beim besten Willen noch kein Bildnis machen kann. (*hmo*)

Beat Rieder, Wütender, ging an der CS-Sondersession auf eine Bundesbehörde los, wie es im Parlament Seltenheitswert hat. Der Walliser Mitte-Ständerat erklärte sichtlich aufgewühlt, die Finma habe «auf der gesamten Linie versagt». Auch für die Zukunft sieht er schwarz: Die Finma sei für Banken der Grösse der neuen UBS «ungeeignet und wertlos». Oder anders ausgedrückt: Im Fall der Credit Suisse produzierte die Bankenaufsicht einen historischen Flop. Die neue Superbank zu überwachen, ist sie ausserstande. Was Rieder nicht sagte: Was bedeutet das nun für die Finma? Liquidieren wie die CS? Oder wie kann sie fitgetrimmt werden, um ihre Aufgabe erfüllen zu können? (*odm*)

Angela Rosengart, Kunsthändlerin, ist die letzte Person in der Schweiz, die **Pablo Ruiz Picasso** gut kannte. Zum 50. Todestag des spanischen Kunstgottes erinnert sich die 91-jährige Luzernerin. «Picasso hatte viel Charisma. Hielt er sich in einem Raum voller Leute auf,



Herz für Trump: Pornostar Daniels.

hat man nur ihn gesehen. Er wirkte wie ein Sog. Als wären elektrische Strahlen von ihm ausgegangen.» Rosengart, die in Luzern ein bekanntes Kunstmuseum betreibt, hat den Jahrhundertmaler rund fünfzig Mal in Frankreich besucht. Was für eine tolle Freundschaft! (*ah*)

Dario Cologne, Sportstar, geniesst nach seinem Rücktritt aus dem Spitzensport seine neugewonnene Freizeit mit seiner 32-jährigen Ehefrau Laura und Söhnchen Leano, ein Jahr alt. Seit zwei Jahren ist der 36-jährige Bündner mit der Davoserin verheiratet. 2021 krönte der Bub ihre Liebe. «Wenn ich mal nicht so gut drauf bin und er mich anlacht, ist alles vergessen», sagt SRF-Langlaufexperte Cologne über sein Papiglück. In den nächsten Monaten wird er für seinen Nachwuchs noch mehr Zeit finden. Schliesslich ist die Saison der Nordischen zu Ende. (*ah*)

Ursula von der Leyen, EU-Prinzessin, hatte beim Chinabesuch ein Déjà-vu ihres Türkei-Trips. An den Katzentisch wurde sie dieses Mal zwar nicht verbannt, aber Staatschef **Xi Jinping** zeigte klar, dass ihm der zugleich angereiste Franzose **Emmanuel Macron** wichtiger war. Von der Leyen traf am Passagier-Terminal ein und erklimm mutterseelenallein die Stufen zur Halle des Volkes. Um Macron kümmerte sich Xi persönlich. (*ky*)

Stormy Daniels, Gespielin, fühlt mit ihrem früheren Lover **Donald Trump**. Er verdiene keine Haftstrafe «für die Verbrechen gegen mich», erklärte die ehemalige Pornodarstellerin. Dem Ex-Präsidenten der USA wird vorgeworfen, ein Schweigegeld vertuscht zu haben, mit dem er einen Seitensprung mit Daniels geheim halten wollte. (*ky*)



INSIDE WASHINGTON

Biden wäscht sich weiss

Der Islamische Staat ist zurück, diesmal in Afghanistan nach dem chaotischen Abzug der Vereinigten Staaten im August 2021. US-Armeegeneral Michael Kurilla, der das Zentralkommando leitet, warnt, dass die Terrorgruppe in der Lage sei, in weniger als sechs Monaten einen Angriff auf den Westen zu verüben, und zwar «mit wenig oder gar keiner Vorwarnung».

Die Einschätzung des Generals steht in krassem Gegensatz zu den Lobeshymnen, die aus dem Weissen Haus kommen. In der vergangenen Woche veröffentlichte die Regierung eine glänzende «After Action Review» über die Entscheidung von Präsident Joe Biden, die letzten verbleibenden US-Truppen abzuziehen, die «Amerikas längsten Krieg» geführt haben. In dem zwölfseitigen Bericht wird Präsident Donald Trump die Schuld für alle negativen Auswirkungen in die Schuhe geschoben. Wie Kurilla warnt, könnten die USA nicht mehr in der Lage sein, vor Ort detaillierte Informationen über die Terroristenherde zu sammeln. Das Weisse Haus ist jedoch zuversichtlich, dass «unser Ansehen in der Welt deutlich gestiegen ist, wie mehrere Meinungsumfragen belegen».

Senator Lindsey Graham ist wütend. Der Republikaner aus South Carolina erklärte gegenüber Fox News: «Wenn die Regierung Biden behauptet, es gäbe keine Terroristen in Afghanistan, lügt sie. Da braut sich ein tödlicher Cocktail zusammen.» Auch Brett Bruen, ein ehemaliger Diplomat, der im Weissen Haus von Obama gearbeitet hat, ist von der Darstellung der Biden-Regierung unbeeindruckt. Gegenüber der Zeitung *The Hill* erklärt er: «Sie weigern sich hartnäckig, zuzugeben, was schiefgelaufen ist, Verantwortung zu übernehmen und vor allem die Bereiche anzugehen, die in Ordnung gebracht werden müssen.»

Amy Holmes

MÖRGELI

Prämienschock in Permanenz

Diesen Herbst droht erneut ein Prämienschock. In den ersten zwei Monaten 2023 stiegen die Kosten pro Versicherten um 7,5 Prozent. «Wenn wir nichts unternehmen, fahren wir das Gesundheitssystem an die Wand», warnt die Direktorin von Santésuisse im *Sonntagsblick*. Schon heute bezahlt eine vierköpfige Familie monatlich 1200 Franken Prämien. Das ist bald so viel wie für die Miete. Allfällige Lohnerhöhungen halten nie und nimmer mit dem Prämienanstieg mit.

Die Krankenkassen sehen das Hauptproblem in zu vielen Ärzten. Es liegt aber auch an zu vielen Patienten. Nur allein in den letzten zehn Jahren ist netto eine volle Million Menschen in die Schweiz zugewandert. In dieser Zeit sind die Prämien pro Kopf etwa um ein Drittel gestiegen. Unser Krankenversicherungsgesetz sieht vor, dass alle Immigranten vom ersten Moment an die vollen Leistungen beziehen dürfen. Obwohl sie zuvor nie einen Rappen einbezahlt haben.

Netto 180000 Menschen – was dem Kanton Basel-Stadt entspricht – haben sich allein 2022 in die Schweiz gedrängt. «Schutzsuchende aus der Ukraine haben Anrecht auf medizinische Versorgung in der Schweiz», lautet der Willkomm des Staatssekretariats für Migration. Überhaupt gibt sich der Bund grosszügig: «Asylsuchende erhalten dieselben Leistungen wie andere Personen mit Wohnsitz in der Schweiz. Weder das Krankenversicherungsgesetz noch das Asylgesetz normieren Beschränkungen im Leistungsbereich.» Kein Wunder, kümmern sich so viele krankhaft um ihre Gesundheit.

Die Krankenversicherung wurde seinerzeit eingeführt, damit die Menschen im Krankheitsfall nicht verarmen. Heute verarmen sie wegen des Bezahls der Krankenkassenprämien. Das geltende Krankenversicherungsgesetz ist ein ins Absurde wachsendes Monster, das dem gesundheitspolitischen Labor von Ruth Dreifuss (SP) entsprang. Nur die SVP hatte die Kraft, dagegen anzukämpfen. Es gibt keine nachhaltige Lösung des Prämiensproblems, wenn das Zuwanderungsproblem nicht angepackt wird. Doch diese Wahrheit ist eine bittere Pille. Statt sie einzunehmen, bleiben wir lieber krank.

Christoph Mörgeli

Sprich, o weise Schwester, was soll ich tun?

Wenn die Schweiz im Uno-Sicherheitsrat auftritt,
sucht sie vorher schon mal Rat bei der EU.

Marcel Odermatt

Es ist eine kurze Notiz, die in der Papierflut der Brüsseler Bürokratie unterging. Der Europäische Auswärtige Dienst (EAD) teilte mit, er werde eine Arbeitsgruppe der Efta über den informellen Austausch zwischen der EU und der Schweiz bezüglich Angelegenheiten im Uno-Sicherheitsrat auf den neusten Stand bringen. Der EAD ist der diplomatische Dienst der Europäischen Union. Er soll die EU-Aussenpolitik laut Eigenwerbung «kohärenter und wirksamer machen» und dadurch «Europas internationalen Einfluss stärken».

Das Aussendepartement in Bern (EDA) bestätigt das Treffen: «Der Austausch zum Uno-Sicherheitsrat mit dem Auswärtigen Dienst der EU fand am 9. Februar in Brüssel auf Stufe Abteilungsleiter statt.» Dabei seien die Schweizer Prioritäten im Rat vorgestellt und ausgewählte Konfliktkontexte in Afrika, Asien und Europa diskutiert worden. Es habe sich um den ersten umfassenderen Austausch gehandelt, der sich spezifisch auf den Uno-Sicherheitsrat bezog.

«Oftmals ähnliche Positionen»

Seit Anfang Jahr und noch bis Ende 2024 gehört die Schweiz dem Sicherheitsrat an, dem wichtigsten Organ der Uno. Zum Gremium zählen die fünf ständigen Mitglieder China, Frankreich, Grossbritannien, Russland und die USA. Dazu gesellen sich zehn nichtständige Mitglieder, derzeit Albanien, Brasilien, Ecuador, Gabun, Ghana, Japan, Malta, Moçambique, die Vereinigten Arabischen Emirate und eben die Schweiz.

Die EU hat in diesem Kreis keinen Vertreter. Warum führen die Berner Diplomaten eine Unterredung mit einer Gruppe durch, die nicht an den Sitzungen im Sicherheitsrat präsent ist? Ebenso legitim wäre es, sich mit der Afrikanischen Union abzusprechen. Der Verdacht liegt nahe: Seit dem Einmarsch Russlands in die Ukraine wirkt die Schweiz als Satellit der EU. Das EDA erklärt dazu vielsagend: «Der Austausch mit dem Auswärtigen Dienst der EU fand in einer freundschaftlichen Atmosphäre statt. Die

Bern

Schweiz und die EU vertreten im Uno-Rahmen oftmals ähnliche Positionen.»

Das Problem ist, dass solche Hinterzimmer-Gespräche dem widersprechen, was das EDA bei Einreichung der Kandidatur versprochen hatte: «Unabhängige Stimmen, wie jene der Schweiz, sind gerade in der heutigen Weltlage wichtiger denn je.» Keine Rede war davon, dass sich die Schweiz bei ihren Positionen mit der EU abspricht. Das Ziel sei, so hiess es, sich im Rat für eine «gerechte und friedliche internationale Ordnung» zu engagieren. Um etwas naiv anzufügen, das entspreche auch «dem Ziel des Uno-Sicherheitsrates».

Die Wirklichkeit spricht eine andere Sprache. Im Ukraine-Krieg stehen sich die ständigen Mitglieder unversöhnlich gegenüber: hier die USA, Grossbritannien und Frankreich, da Russland und China – und mittendrin die heillos überforderte Schweiz, die sich ein weiteres Mal an eine schwächelnde EU anlehnt.

Liebe ist...



*... wenn er dir dieses
eine Emoji sendet!*

Bezahlte Spinn-Doktoren verdrecken Pfister

Sind 20 Prozent hartes Eigenkapital eine Katastrophe? Oder ein heilsamer Frühlingsregen?



Die Schweiz funktioniert so, wie wir Linken das immer behauptet haben. Das Sagen haben die Boni-Banker, die nichts für den schnellen ökologischen Umbau unternehmen wollen. Die aber über Nacht mittels Kriegsrecht 259 Milliarden Bürgschaften vom Staat und von seiner Nationalbank erpressen. Langsam wird der Schatten des angeblich überraschenden Untergangs der «Titanic» Credit Suisse in Umrissen sichtbar.

Bereits vor zwei Jahren pflanzten die UBS-Boni-Banker die Übernahme der Credit Suisse. Im Herbst 2022 wussten Finma, Nationalbank und Finanzdepartement, dass die Credit Suisse so oder anders Staatshilfe brauchen würde. Deshalb suchte Ueli Maurer das Weite. Seit Mitte Februar 2023 finalisierten Teams der UBS den Übernahmeplan. Ihre Spindoktoren vermelden: Die Armen hätten jeweils nur drei Stunden geschlafen und keine Zeit gehabt, sich zu duschen.

Wer wissen wollte, was beim Raubzug auf die Schweiz und ihre Nationalbank jeweils lief, musste die *Financial Times* lesen oder CNN hören. Die wussten mehr als unsere Bundesräte, mehr als die Delegation unserer Finanzkommission.

In der «Arena» forderte CVP-Präsident Gerhard Pfister 20 Prozent hartes Eigenkapital für Schweizer Banken. Weil weltweit noch nie eine Bank mit 20 Prozent Eigenkapital Konkurs gegangen sei. Niemand meldete sich, um das Gegenteil zu beweisen.

Es gibt im Umfeld der Banken und der Nationalbank jede Menge Spindoktoren, die ihr Geld damit verdienen, notwendige Reformen mit faktenfreien Geschichten zu verhindern. Der *Blick* titelte fremdgesteuert: «CS-Beben. Eigenkapitalquote von 20 Prozent. Pfister-Forde-

rung würde Hypotheken um 50% verteuern.» Als Beispiel diente die Raiffeisenbank – um die Spuren des Geldes und der Spindoktoren zu verwischen. Dabei haben die Raiffeisenbanken bereits heute 10 Prozent hartes Eigenkapital. Trotz oder wegen Pierin Vincenz. Im Gegensatz zu Urs Rohner war der von der freisinnigen Justiz Verfolgte in der falschen Partei.

Politisieren ist antizipieren. Im National- und Ständerat wird rein gar nichts passieren, weil die Spindoktoren laufend mehr Parlamentarier und Parteien einseifen. Selbst die Grünliberalen wol-

Es braucht, wenn sich politisch etwas bewegen soll, eine Volksinitiative.

len – wie uns ihr Präsident mitteilt – nichts machen. Der Grund: Viele Wählerinnen und Wähler der Grünliberalen arbeiten bei UBS und CS. Oder sind auf den Goodwill dieses Monsters jetzt erst recht angewiesen.

Es braucht, wenn sich politisch etwas bewegen soll, eine Volksinitiative, die 20 Prozent Eigenkapital nur für das Ermotti-Monster verlangt. Die Initiative «Schluss mit Würgen durch Bürgen» käme angesichts des UBS-Risikos von neu 700 Milliarden locker durch. Es kommt vor, dass Volksinitiativen intelligenter umgesetzt werden, als sie formuliert waren. So wurde die Alpeninitiative nichtdiskriminierend umgesetzt: 40-Tönnner wurden schrittweise zugelassen. Mit der LSVA sahnte man die Produktivitätsgewinne ab. Und finanzierte mit diesen Einnahmen schwergewichtig die Neat-Tunnels. Die realisier-

te Idee hat so viele Väter, dass sich inzwischen Vaterschaftstests aufdrängen. Was würde nach Annahme der Initiative «Schluss mit Würgen durch Bürgen» geschehen? Schnell würden alle Banken begreifen, dass 20 Prozent hartes Eigenkapital kein Nachteil, sondern ein Vorteil sind. Der Grund: Heute sind die meisten Superreichen und Stinkreichen Erben. Erben sind ängstlich. Nichts wäre ihnen lieber als Schweizer Banken, die dank 20 Prozent Eigenkapital nicht hopsgehen können.

Ist das machbar? Die Bilanzsumme der Schweizer Banken beträgt 3500 Milliarden Franken. Die Nationalbank müsste allen Banken, die dies wünschen, 10 Prozent Eigenkapital zur Verfügung stellen. Als KKS-Bonds, die zum Zinssatz der ersten Hypothek verzinst würden. Die Sicherheitsbremse: Verwaltungsrat und Geschäftsführung müssten bei Verlust der KKS-Bonds persönlich mit ihrem Vermögen haften.

Grau ist alle Theorie, denn nur Bares ist Wahres. In Oberlunkhofen will eine Familie ein Haus im Wert von einer Million kaufen. Die Raiffeisenbank gewährt einen Kredit von 750 000 Franken. Wie bisher. Sie verlangt einen Zins von 3 Prozent und somit von 22 500 Franken für eine zehnjährige Festhypothek. Wie bisher. Sie muss davon 2250 an die Nationalbank weiterleiten für die 75 000 hartes Eigenkapital, das diese ihr zur Verfügung stellt. Das wäre neu und würde den Kredit nicht verteuern. Und vermutlich würden die obertaffen Oberlunkhofener die KKS-Bonds der Nationalbank erst noch vor der Nase wegschnappen. Geht nicht, gibt's nicht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Ausländer machen die Schweiz unsicher

Schwere Gewalttaten wie Körperverletzung und Vergewaltigung nehmen stark zu. Verantwortlich dafür sind ausländische Täter – und die Schweizer Politiker und Richter, die nichts dagegen unternehmen.

Philipp Gut

Die Schweiz wird unsicherer. Das zeigen die neuen Daten der polizeilichen Kriminalstatistik 2022. Die Zunahme der Delikte ist in praktisch allen Bereichen festzustellen. Erstmals seit zehn Jahren seien die Einbruch- und Einschleichdiebstähle gestiegen, teilt das Bundesamt für Statistik (BFS) mit, und zwar um gegen 15 Prozent. Insgesamt wurden 2022 in der Schweiz 35 732 Einbruch- und Einschleichdiebstähle registriert. Die Diebe waren im vergangenen Jahr allgemein aktiver: Es wurden 174 702 Diebstähle gemeldet (+17,4 Prozent). Zugenommen haben alle Arten von Diebstahl, vom Taschendiebstahl über den Diebstahl an und aus Fahrzeugen bis zum Entwenden der Fahrzeuge selbst. Besonders markant war der Anstieg beim Diebstahl von E-Bikes, er wuchs gegenüber dem Vorjahr um 58,7 Prozent.

Sind Schweizer plötzlich gewalttätiger?

Markant zugenommen haben auch die schweren Gewaltdelikte, insbesondere die Vergewaltigungen und schweren Körperverletzungen. Nach Angaben des BFS wurden im letzten Jahr 1942 schwere Gewalttaten verzeichnet. Das sind 16,6 Prozent mehr als im Vorjahr – «und so viele wie noch nie seit Einführung der Statistik im Jahr 2009». Dabei

Gemäss BFS wurden letztes Jahr 1942 schwere Gewalttaten verzeichnet, 16,6 Prozent mehr als im Jahr davor.

nahm die Zahl der Vergewaltigungen um 14,5 Prozent auf 867 zu. Die schweren Körperverletzungen schnellten innert Jahresfrist um 17,3 Prozent nach oben (762). Der schwere Raub nahm gar um 38 Prozent zu.

Sind die Schweizerinnen und Schweizer plötzlich gewalttätiger geworden? Oder hat die Explosion der schweren Gewalttaten vielmehr mit der unkontrollierten Zuwanderung, dem Asylchaos und den wie Scheunentoren offenen Grenzen zu tun? In dieser Frage geizt das Bundesamt für Statistik mit klaren Aussagen. Es hält sogar verfügbare Daten zurück,



Raubüberfälle, Einbrüche, Diebstähle.

wie der *Nebelspalter* berichtete. Zuerst solle eine «Expertengruppe Kriminalstatistik» die «Machbarkeit einer Publikation» prüfen. Nationalrätin Barbara Steinemann (SVP) hat bereits 2021 gefragt, welche Nationalitäten Vergewaltigungen verüben – was der Bundesrat ausdrücklich nicht beantworten wollte.

Dennoch: Eine Spurensuche zeigt, dass der besorgniserregende Anstieg der Kriminalität tatsächlich überwiegend auf das Konto von Ausländern geht. Hinweise dazu finden sich in der polizeilichen Kriminalstatistik. Darin sind die Staatsangehörigkeit und der Aufenthaltsstatus der beschuldigten Personen erfasst. Hierbei wird zwischen der ständigen

Wohnbevölkerung, den Asylbewerbern und der nichtständigen Wohnbevölkerung unterschieden (insbesondere Kurzaufenthalter, Grenzgänger, Touristen, Asylsuchende mit Nichteintretensentscheid, abgewiesene Asylsuchende mit Sozialhilfestopp, Illegale und Personen mit unbekanntem oder fehlendem Aufenthaltsstatus).

Von den 68 507 beschuldigten Personen der ständigen Wohnbevölkerung waren 59,4 Prozent Schweizer und 40,6 Prozent Ausländer mit einer Niederlassungs- oder Aufenthaltsbewilligung. Die Ausländer, die rund einen Viertel der Bevölkerung ausmachen, sind also stark übervertreten. Das ist seit Jahren so.

Und es gilt umso mehr für die «Asylbevölkerung» (3651 Beschuldigte) und die nichtständige Wohnbevölkerung (14 535 Beschuldigte). Da der Anteil von Schweizern und Ausländern bei den beschuldigten Personen der ständigen Wohnbevölkerung ungefähr stabil geblieben ist, liegt die Vermutung nahe, dass die vermehrte Kriminalität auch auf die weiteren Ausländerkategorien zurückzuführen ist, also auf die Asylbewerber und die «übrigen Ausländer».

Asyl- und Kriminaltouristen

Steigen wir noch etwas tiefer in die Zahlen ein, so bestätigt sich diese Annahme. Wie die Statistik der beschuldigten Personen mit Verstoß gegen das Strafgesetzbuch, aufgeschlüsselt nach Nationalität und Aufenthaltsstatus, zeigt, sind die Ausländer gegenüber den Schweizern sogar in der Mehrheit: 40 715 Schweizern stehen 45 978 Ausländer gegenüber. Unter diesen wiederum sind in absoluten Zahlen die Italiener, Deutschen, Portugiesen, Franzosen und Kosovaren an der Spitze.

Dann folgen bereits die Algerier, die im Vergleich zu den vorgenannten Nationalitäten nur einen verschwindend kleinen Anteil an der Bevölkerung ausmachen, aber extrem überproportional kriminell sind («Achtung, die Nordafrikaner kommen», *Weltwoche* Nr. 9/23). Von den insgesamt 2536 beschuldigten Algeriern gehörten 156 zur ständigen Wohnbevölkerung, 703 zur Asylbevölkerung und ganze 1678 zur Kategorie «übrige Ausländer». Dasselbe Bild zeigt sich bei den gleich darauffolgenden Rumänen, bei denen ebenfalls der überwiegende Teil keinen festen Wohnsitz in der Schweiz hat. Es handelt sich bei den Beschuldigten dieser beiden Nationalitäten also um klassische Asylbeziehungsweise Kriminaltouristen, die davon profitieren, dass wir wahllos alle hineinlassen.

Bei einer genaueren Analyse schwerer Gewaltstraftaten verdichtet sich der Befund. Von den total 734 der Vergewaltigung beschuldigten Personen waren 406 Ausländer – das entspricht einem Anteil von 55,3 Prozent. Die Ausländer vergewaltigen also um ein Vielfaches häufiger als die Schweizer. Von diesen 406 mutmasslichen Vergewaltigern ausländischer Herkunft gehörten 294 der ständigen ausländischen Wohnbevölkerung an, 36 der Asylbevölkerung und 76 der Kategorie «übrige Ausländer» – wiederum eine massive Übervertretung.

Afghanen gefährden Leib und Leben

Dieses Muster zieht sich bei sämtlichen schweren Gewaltverbrechen durch: Die Ausländer sind generell gewalttätiger, wobei sich die nichtständige ausländische Wohnbevölkerung besonders negativ hervortut. Von den 44 eines vollendeten Tötungsdelikts Beschuldigten waren siebzehn Ausländer, davon ein Asylbewerber und sechs nicht ständig Anwesende. Bei den versuchten Tötungsdelikten lautet die Bilanz: Beschuldigte total 211, Schweizer 76, Ausländer 135 (ständige 68, Asylbewerber 25, übrige 42). Bei der schweren Körperverletzung ist es ähnlich: Von insgesamt 725 Beschuldigten waren deutlich mehr als die Hälfte Ausländer (397), davon wiederum 55 Asylanten und 77 ohne festen Wohnsitz in der Schweiz. Beim Raub, um ein letztes Beispiel zu nennen, sind die Verhältnisse ebenso

Besonders negativ tut sich die nichtständige ausländische Wohnbevölkerung hervor.

eindeutig: Von 77 beschuldigten Personen ist die Mehrzahl (46) ausländisch, und davon erneut ein stark überproportionaler Anteil (21) der nichtständigen und der Asylbevölkerung zugehörig.

Auch wenn es der Bund bewusst nicht an die grosse Glocke hängt: Schürft man in der Statistik noch eine Etage tiefer, findet man auch Zahlen und Fakten zu einzelnen Nationalitäten. Nehmen wir den Strafgesetzbuchtitel «Leib und Leben», so wird beispielsweise ersichtlich, welche Staatsangehörigen unter den Asylbewerbern besonders oft beschuldigt werden: Bei den strafbaren Handlungen gegen Leib und Leben liegen die Afghanen (247) auch in absoluten Zahlen mit Abstand an der Spitze, gefolgt von den Ukrainern und den Eritreern (je 88), den Syrern (75) und den Algeriern (61). Systematische Angaben zu den Nationalitäten bei den einzelnen Delikten fehlen aber weiterhin.

Es ist selbstverständlich: Verantwortlich für ihre Taten sind in erster Linie die Täter selbst. Doch auch den Politikern und den Richtern



MIGRATION

914 000 Einbürgerungen seit 2000

Stellt man die Einbürgerungszahlen ins Verhältnis zur Bevölkerung, dann gehört die Schweiz in Europa zu den Spitzen-Einbürgerungsländern.

In den letzten zehn Jahren bis 2021 hat die Schweiz 383 727 Ausländer eingebürgert. Diese machen 4,1 Prozent der heutigen Bevölkerung aus. Es gab nur zwei Länder, die noch höhere Einbürgerungsquoten verzeichnen, nämlich Luxemburg mit 6,89 und Schweden mit 5,96 Prozent.

Diese drei Länder liegen markant über dem EU-Durchschnitt von 1,65 Prozent.

2022 wurden in der Schweiz weitere 41 890 Ausländer eingebürgert. Damit wurden seit dem Jahr 2000 rund 914 000 Einbürgerungen vollzogen. Am meisten Einbürgerungen in Relation zur Bevölkerung gab es in den Kantonen Waadt, Basel-Stadt, Zürich, Zug und Genf.

Einbürgerungen sind kein Mittel, sondern der krönende Abschluss für eine gelungene Integration. Viele Zeitgenossen glauben hingegen fälschlicherweise, mit einer forcierten Einbürgerungspolitik könnte man die Integration von Einwanderern fördern. Dass dies nicht zwingend der Fall ist, zeigt die Verbrechensstatistik Schwedens, wo die Anzahl schwerer Verbrechen seit dem Beginn einer ungezügelter Zuwanderung mit sofortiger unbeschränkter Niederlassung für Syrer im Jahre 2014 massiv angestiegen ist. Schweden zählt heute zu den kriminellen Problemländern in Europa. Werden Zuwanderer eingebürgert, tauchen sie in der Verbrecherstatistik auch nicht mehr als Ausländer, sondern als Einheimische auf, was die Problematik der Ausländerkriminalität verniedlicht.

3 723 000 mit Migrationshintergrund

Das Gleiche trifft auch auf die Einwanderung in unsere Sozialsysteme zu. Einbürgerungen zur statistischen Bewältigung der Ausländerkriminalität und der Soziallasten sind ebenso untauglich wie die Heraufsetzung der Deliktsumme, um Kleinvergehen aus der Kriminalstatistik zu drücken.

Einbürgerungen im grossen Stil täuschen auch über den hohen Ausländeranteil an der Bevölkerung hinweg. Immerhin publiziert unser Bundesamt für Statistik separate Daten über die Bevölkerung nach Migrationsstatus, wobei die Zahlen für Leute im Alter von über fünfzehn Jahren er-

hoben wurden. Demnach hatten von den 7,326 Millionen Einwohnern der Schweiz nur 59,3 Prozent keinen Migrationshintergrund. Mehr als vier Fünftel der Personen mit Migrationshintergrund gehören zur ersten Generation (2,276 Millionen Personen), während ein Fünftel (615 000 Personen) in der Schweiz geboren wurde.

Ende Dezember 2022 lebten offiziell 2,242 Millionen Ausländerinnen und Ausländer dauerhaft in der Schweiz. Wenn man den 41,7-prozentigen Migrationshintergrund auf die gesamte Bevölkerung (nicht nur die über Fünfzehnjährigen) von 8,927 Millionen anwendet, käme man auf 3,723 Millionen Personen, also 66 Prozent mehr, als die offizielle Ausländerzahl glaubhaft machen will.

Kulturelle und religiöse Werte

Die Darstellung der weit höheren Ausländerzahl in der Schweiz soll keine Wertung darstellen. Aber wir müssen uns bewusst werden, dass mit der hohen Einwanderung auch ein Wandel der Gesellschaft einhergeht, der zwar von den einen als willkommene Multikulti-Bereicherung taxiert wird, anderen jedoch Sorgen bereitet, weil die kulturellen und religiösen Werte der Schweiz nach und nach verlorengehen.

Die Analyse unserer Bevölkerung nach religiöser Zugehörigkeit zeigt diesen beschleunigten Wandel unserer Gesellschaft beispielhaft auf. Allein in den letzten elf Jahren (2010–2021) hat der Anteil der Christen (evangelisch-reformiert, römisch-katholisch und andere christliche Religionen) von 72 auf nur noch 59,6 Prozent abgenommen. Kirchenaustritte und die übermässige Zuwanderung von Angehörigen anderer Religionen sind der Grund dafür.

Der Anteil der Konfessionslosen ist von 20 auf 32 Prozent der Bevölkerung angestiegen, jener der islamischen Glaubensgemeinschaft von 4,5 auf 5,5 Prozent. Die übrigen und unbekanntenen Konfessionsangehörigen nahmen von 3,3 auf 2,4 Prozent ab.

Wie viele der Konfessionslosen sich als solche bezeichnen, um nicht Farbe bekennen zu müssen und um Kirchensteuern zu vermeiden, ist nicht bekannt. Derzeit sinkt der Anteil der christlichen Konfessionsangehörigen fast jedes Jahr um ein Prozent.

Wenn das so weitergeht, dann geraten die Christen in zehn Jahren in die Minderheit.

Hans Kaufmann

kommt eine erhebliche Mitverantwortung daran zu, dass die Schweiz unsicherer wird. Der Anstieg der Kriminalität und insbesondere der schweren Gewaltstraftaten ist die Folge einer verfehlten Politik.

Nichtumsetzung gefährdet Sicherheit

Die offenen Grenzen und die mangelnden Kontrollen machen die Schweiz zum Schlaraffenland für kriminelle Banden aus dem Ausland. Sie sind oft schon wieder über die Grenze, bevor die Fahndung richtig begonnen hat. Der hohe Ausländeranteil, verursacht durch die unkontrollierte Zuwanderung unter Missachtung des Volksentscheids zur Masseneinwanderungsinitiative und das herrschende

Die offenen Grenzen machen die Schweiz zum Schlaraffenland für kriminelle Banden.

Asylchaos erhöhen das Risiko für Schweizerinnen und Schweizer, aber auch für die hier ansässigen Ausländerinnen und Ausländer, Opfer schwerer Gewalttaten, Einbrüche und Diebstähle zu werden.

Die Nichtumsetzung der Ausschaffungsinitiative durch die Mitte-links-Mehrheit des Parlaments und die übertriebene Milde der Richter erhöhen die Unsicherheit zusätzlich. Selbst die Freisinnigen, die im Wahljahr von einer Verschärfung des Asylrechts reden, lehnen im Parlament praktisch jede konkrete Massnahme ab, wenn sie von der SVP kommt. Dabei bleiben die statistischen Fakten unbestreitbar: Mehr Ausländer bedeuten mehr Kriminalität – und weniger Sicherheit.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

itjobs CH
KARRIERE AUF SICHER

Finger weg von «Mutter»

Ein wohltuender Wutsturm fegte den ARD-Versuchsballon «entbindende Person» hinweg.

Harald Martenstein

Vor ein paar Wochen sorgte bei uns in Deutschland die ARD für grosses Aufsehen, leider nicht durch eine künstlerische oder journalistische Leistung. Anlass war eine Onlinemeldung der «Tageschau», in der es über eine Reform des Familienrechts hiess: «Der Partner oder die Partnerin der entbindenden Person soll künftig zwei Wochen nach der Geburt freigestellt werden.»

Statt «Mutter» also: entbindende Person. Gemeint war wohl «gebärende Person», eine entbindende Person wäre ja zum Beispiel eine Hebamme oder ein Geburtshelfer. Die bei der ARD schreibende Person kannte sich also entweder mit der deutschen Sprache oder mit dem Geburtsvorgang nicht gut aus.

Nun ist es zweifellos möglich, dass eine Person, die ein Kind geboren hat, sich selbst nicht als «Frau» sieht, es ist sehr selten, aber es kommt vor. Wieso sie dann qua Gebären nicht zur «Mutter» wird, jedenfalls aus der Sicht des Kindes, leuchtet allerdings nicht ein. Es kann auch sein, dass jemand ein Kind zur Welt bringt und sich später dazu entschliesst, mit Hilfe der Chirurgie das Geschlecht zu wechseln, dies allerdings dauert deutlich länger als zwei Wochen. Auch bei lesbischen Elternpaaren ist die gebärende Person zweifellos eine Mutter.

Fluide Geschlechterrollen

Der Proteststurm sorgte dafür, dass die ARD zeitnah die Formulierung in dieser Meldung änderte, aus der «entbindenden», also eigentlich gebärenden Person wurde eine «Mutter».

Dieser Vorgang zeigt recht gut, worum es im gegenwärtigen Kulturkampf geht, der überall in der westlichen Welt tobt. Richtig ist, dass ein Verbot des Wortes «Mutter», bisher jedenfalls, in Deutschland nicht im Gespräch ist. Der Muttertag wird 2023 noch nicht zum Gebärendentag. Richtig ist auch, dass in sehr seltenen Einzelfällen eine Gebärende gerne ein Mann wäre, ein Wunsch, der so legitim und respektabel ist wie andere Wünsche auch. Sowieso richtig ist, dass Minderheiten, auch



Man muss den Anfängen wehren.

kleine, ein Recht darauf haben müssen, ihr Leben nach den eigenen Vorstellungen und ohne Diskriminierung zu führen, dies aber nur, sofern sie damit nicht die Rechte anderer einschränken. Pädophile zum Beispiel kön-

Die Unterdrückten von einst wären gern die Unterdrücker von morgen, Rollentausch, ein altes Spiel.

nen meist nichts für ihre Neigung, aber es ist nicht möglich, ihr nachzugeben, ohne massiv Kinderrechte zu verletzen.

Fluide Geschlechterrollen sind natürlich etwas anderes als Pädophilie. Aber auch in diesem Fall muss eine Minderheit sich damit abfinden, dass sie die Rechte anderer zu respektieren hat. Dies aus dem gleichen Grund, aus dem die dänische Minderheit in Schleswig sich damit abfinden muss, dass Gesetzestexte in Bayern nicht in dänischer Sprache veröffentlicht werden. Oder Raucher damit, dass sie nicht überall rauchen dürfen. Oder Linkshänder damit, dass bei den Suppenkellen der

Aussuss sich nicht dort befindet, wo es für Linkshänder praktisch wäre. Gleichwohl können Dänen, Raucher und Linkshänder in Deutschland ein relativ unbedrängtes Leben führen, Deutschland ist keine Diskriminierungshölle für Linkshänder.

Nur die dümmsten Kälber

Bei der woken Kulturrevolution geht es unter anderem darum, dass Minderheiten versuchen, der Mehrheit vorzugeben, wie sie zu reden und zu schreiben hat. Der Fall «Mutter» erregte auch deshalb so viel Aufsehen, weil der Sender ARD ja von allen Bürgerinnen und Bürgern finanziert wird, ob sie wollen oder nicht. Der Finanzierung einer woken Zeitung kann jeder sich durch Abo-Kündigung entziehen, der ARD nicht. Nur die dümmsten Kälber, könnte man sagen, bezahlen ihren Schlachter selber. Dazu kommt, dass «Mutter» ein emotional besetztes Wort ist, identitätsstiftend

für viele Mütter und ihre Kinder. Woke Leser*innen dürften zusammgezuckt sein bei dem Vergleich ihrer sexuellen Identität, die ihnen heilig ist, mit etwas so Profanem wie Rauchen oder Linkshändigkeit. «Mutter» zu sein, ist für manche Menschen halt ebenso wichtig wie für euch das Queer-Sein.

Man muss sich einmal kurz vorstellen, eine die LSBTIQ-Gemeinde grob herabsetzende Formulierung wäre von der ARD veröffentlicht worden. Die Verantwortlichen (Sagt man so?) wären erledigt. Was mich an vielen meiner woken Mitmenschen immer wieder erschüttert, sind ihre Egozentrik und ihre Gefühlskälte Menschen betreffend, die anders sind als sie. Diese Kälte haben sie mit all den anderen totalitären Ideologien der letzten Jahrhunderte gemeinsam. Die Unterdrückten von einst wären gern die Unterdrücker von morgen, Rollentausch, ein altes Spiel. Da muss man den Anfängen wehren.

Deshalb war es ein Lichtblick, als in Deutschland das kleine Wort, der Versuchsballon «entbindende Person» von einem Wutsturm hinweggefegt wurde.

Robert Habeck gegen Deutschland

Der grüne Wirtschaftsminister und sein Team verschrotten Europas grösste Industrienation. Kann diese Sponti-Truppe an der Macht noch gestoppt werden?

Stefan Homburg

Hannover

Nachdem Annalena Baerbocks Nimbus im Bundestagswahlkampf 2021 an Plagiatsaffäre und getürktem Lebenslauf verglüht war, erhielt ihr Co-Vorsitzender Robert Habeck den ersten Zugriff auf die den Grünen zufallenden Regierungsämter. Er entschied sich für das Wirtschaftsministerium, und bis heute rätseln viele über den Grund. Als früherer Umweltaktivist und Kinderbuchautor hätte Habeck das Umweltministerium nehmen können. Oder das Familienministerium. Sujets also, von denen er etwas versteht. Stattdessen entschied er sich, in die grossen Fussstapfen des Volkswirtschaftsprofessors Ludwig Erhard zu treten, der in der Nachkriegszeit für das deutsche Wirtschaftswunder verantwortlich zeichnete.

Fehlritte und Blamagen

Etwas besser verständlich wird Habecks Entschluss vor dem Hintergrund, dass er sein traditionsreiches Haus flugs in «Bundesministerium für Wirtschaft und Klimaschutz» umbenannte. All sein Denken und Handeln beruht nämlich auf einer vierteiligen Prämisse: Die Erde erwärmt sich; das ist schlecht; schuld ist vom Menschen gemachtes Kohlendioxid; und das im globalen Massstab winzige Deutschland kann diesen Prozess durch maximale Askese aufhalten.

Während jede einzelne dieser vier Behauptungen für sich genommen diskutabel bis fraglich ist, erscheint ihre Kombination fast wahnhaft, doch hat die Fixierung auf das Klimathema bei Zurückstellung aller An-

Immer mehr Bürger merken, dass sich unsere Wirtschaft in der Hand eines ausgemachten Dilettanten befindet.

gelegenheiten von Wachstum bis Wohlstand, die eigentlich zum Kerngeschäft eines Wirtschaftsministers gehören, immerhin 15 Prozent der Wähler überzeugt, den Grünen ihre Stimme zu geben.



Ein-Punkte-Programm: Vize-Kanzler Habeck.

Indes merken immer mehr Bürger, dass sich unsere Wirtschaft in der Hand eines ausgemachten Dilettanten befindet. Im vergangenen Herbst gelangte Habecks Behauptung, deutsche Unternehmen würden bei extremer Energieknappheit nicht in Insolvenz gehen, sondern nur aufhören, zu produzieren und zu verkaufen, zu trauriger Berühmtheit und wurde Ausgangspunkt unzähliger Wortspiele vom Typus «Im Lockdown waren die Schulen nicht geschlossen, sie hatten nur nicht geöffnet». Gewöhnlich bewahren Fachbeamte ihre Minister vor groben Fehlritten und Blamagen. Im Fall des Wirtschaftsministeriums

funktioniert dieser Schutz nicht, weil Habeck gleich nach Amtsantritt zahlreiche Köpfe rollen liess und sich mit einer wahren Sponti-Truppe umgab, deren Duktus sogar bei den Pressemitteilungen durchscheint.

Kernkraft für die Ukraine

Habecks vielleicht bizarrste Entgleisung ist erst zwei Wochen alt und sei hier wörtlich wiedergegeben: «Die Ukraine wird an der Atomkraft festhalten. Das ist völlig klar – und das ist auch in Ordnung, solange die Dinger sicher laufen. Sie sind ja gebaut.» Man muss sich dieses Zitat vor folgendem Hintergrund auf der Zunge

zergehen lassen: Die Ukraine befindet sich im Krieg, und eines ihrer Kernkraftwerke, nämlich das in Saporischschja, steht seit Monaten unter schwerem Beschuss. Gleichwohl soll es laut Habeck weiterbetrieben werden, mit der schlichten Begründung, dass es ja gebaut sei.

Opfer der Ideologie

Deutschland befindet sich nicht im Krieg. Seine Kernkraftwerke sind auch gebaut. Trotzdem schaltet Deutschland noch in diesem Monat die letzten drei ab, die zu den sichersten der Welt gehören und fast kein Kohlendioxid ausstossen. Im Gegenzug wird der Betrieb von Kohlekraftwerken verlängert. Als einziger Grund gilt, dass Habeck und seine Grünen es so wollen. Sie wollen auch, dass Deutschland preiswertes russisches Gas boykottiert und im Gegenzug teures Flüssiggas (LNG) unter grossem Energieverbrauch über die Weltmeere verschiffen lässt. Zu diesem Zweck werden gerade riesige Terminals an der Nordseeküste errichtet, deren Baukosten mit aktuell zehn Milliarden Euro den von Habeck avisierten Betrag weit übersteigen. Nachdem die Sprengung der wichtigen Versorgungsleitung Nord Stream klaglos hingenommen wurde, sind neue Pipelines kaum in Sicht, zumal sie sich nur über einen langen Zeitraum rentieren und die Regierung den Ausstieg aus jeglicher Art fossiler Energieversorgung forciert.

Dies ist der Kern von Habecks Ein-Punkte-Programm: Ausstieg aus Kernkraft, aus Öl, aus Gas, aus Kohle. Stattdessen soll die Energieversorgung hauptsächlich auf Wind und Sonne umgestellt werden. Fachleute bezweifeln, dass das funktioniert, und die notwendigen Eingriffe in die Natur sind bereits jetzt unübersehbar: Äcker werden unter Solarfeldern begraben, Bäume zugunsten von Windparks abgeholzt. Einige bemerken, dass der Umwelt- und Naturschutz, einst Kernkompetenz der Grünen, längst den ideologischen Kohlendioxidzielen geopfert wurde und kaum noch eine Rolle spielt.

Enteignungsgleiche Vorgaben

Gegenwärtig streitet Deutschland über Habecks ultimativen Schlag, nämlich die Novelle des Gebäudeenergiegesetzes, im Volksmund bekannt als «Heizungsmassaker» oder «Verschrottungsorgie». Der 155 Seiten starke Entwurf hat zwei Schwerpunkte. Erstens verbietet das Gesetz de facto fossile Heizungen, was rund drei Viertel des Wohngebäudebestands betrifft. Zweitens schreibt es auch für Altbauten einen hohen Dämmstandard vor. Verbunden werden diese Vorgaben mit einem komplexen Dickicht aus Übergangs- und Ausnahmeregeln. So sollen über 80-Jährige ihre Ölheizung behalten dürfen. 75-Jährige müssen hingegen auf erneuerbare Energien umrüsten und ihr Eigenheim auf hohen Standard dämmen – oder eben ver-

kaufen und ausziehen, wenn sie keine sechsstelligen Beträge stemmen können.

Die teils enteignungsgleichen Vorgaben, die viele um den wichtigsten Baustein ihrer Altersvorsorge bringen, sollen zwar mit einer Förderung verbunden werden, doch bedeutet das lediglich eine Verschiebung der volkswirtschaftlichen Kosten auf andere Steuerzahler. Eine Abwägung, ob eine im globalen Massstab geringfügige Kohlendioxidreduktion derart enorme Wohlstandsverluste wettmacht, findet nicht statt.

Fairerweise muss man hinzufügen, dass der Realitätsverlust inzwischen die gesamte Regierung erfasst hat: So fabuliert Bundeskanzler Olaf Scholz von «Wachstumsraten

Fairerweise muss man hinzufügen, dass der Realitätsverlust die gesamte Regierung erfasst hat.

wie in den 1950er und 1960er Jahren» infolge der erzwungenen Verschrottung, während sich Praktiker fragen, woher eigentlich genügend Handwerker kommen sollen, um das Gros der Heizungen und Gebäude binnen kurzer Fristen auszutauschen und zu erneuern.

Ein Bild, das den Bundeswirtschaftsminister als tapsigen Dummkopf zeichnet, wäre indes unvollständig, denn er hat auch eine durchaus dunkle Seite. Diese wurde vor der Bundestagswahl 2017 sichtbar, als Habeck überoptimistisch von einer baldigen Regierungsbeteiligung ausging und in Richtung Russland drohte, er werde Nord Stream verhindern, die Handelsbeziehungen zu Russland abbauen und Reisevisa einschränken. Als Grund gab er die rus-

sische Verstrickung in den Syrienkrieg an. Heutzutage hat er mit dem Ukraine-Krieg einen besseren Grund, doch wirkt dies wie der beliebige Austausch eines Arguments gegen ein anderes, um einen ohnehin gefassten Plan zu rechtfertigen. Vor diesem Hintergrund ist die wilde Rhetorik von Habeck und seiner Co-Vorsitzenden Baerbock («Wir führen Krieg gegen Russland») nicht allein dem Überfall 2022 geschuldet, sondern Ergebnis der Konversion der Grünen von einer Friedens- zu einer Kriegspartei.

Wie Perón und Chávez

Insgesamt erscheint es durchaus vorstellbar, dass Robert Habeck dereinst als neben Ludwig Erhard bedeutendster Wirtschaftsminister in die Geschichte eingehen wird, wobei Erhard den wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands repräsentiert und Habeck den Abstieg.

Meine Grossmutter kannte noch den Spruch «reich wie ein Argentinier», der darauf beruhte, dass Argentinien am Anfang des 20. Jahrhunderts zu den reichsten Staaten der Welt zählte. Mit der Wahl des Populisten Juan Perón begann ein langer Niedergang, der bis heute währt. Venezuela widerfuhr unter Hugo Chávez ein ähnliches Schicksal. Es gibt kein Ende der Geschichte; vielmehr werden die Positionen immer wieder neu bestimmt, und für Deutschland sieht es momentan düster aus.

Stefan Homburg ist emeritierter Professor für Öffentliche Finanzen der Leibniz-Universität Hannover. Er twittert unter @SHomburg.

«Ich kenne schönere Worte als Selbstbestimmung. Aber keins fühlt sich so gut an.»

Dr. Nelufer Ansari
Head ESG and Strategic Tasks
Swiss Life Asset Managers

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.

SwissLife

Was kostet der Aufbau der Ukraine?

Die Zerstörungen seit Kriegsbeginn summieren sich auf rund eine Billion Euro. Lehren aus Ostdeutschland zeigen, dass das Land ein Vielfaches an Investitionen braucht.

Ulrich Blum

Folgt man Verlautbarungen der Regierung in Kiew, wurden bisher in jedem Kriegsmonat Vermögenswerte von rund hundert Milliarden Euro zerstört – seit Kriegsbeginn schätzungsweise eine Billion Euro. Das Staatswesen ist zunehmend gefährdet und muss daher von aussen militärisch und fiskalisch gestützt werden. Was kostet ein künftiger Wiederaufbau? Viele öffentlich genannte Zahlen unterschätzen die erforderlichen Investitionen, weil neben dem Ersatz des Zerstörten auch noch funktionierende Altanlagen aus technologischen Gründen im Produktionssystem obsolet werden. Man ist an Fehleinschätzungen der Kosten des Aufbaus Ost in Deutschland erinnert, der anfangs als eine Art Spaziergang hinein in blühende Landschaften verstanden wurde. Gerade deshalb eignen sich die durch den realen Sozialismus weitgehend wirtschaftlich zerstörten neuen Bundesländer als Vorbild.

Referenz Deutschland

Die deutsche Währungsunion von 1990 und damit der Aufwertungsschock erzwangen eine Produktivitätssteigerung binnen kurzer Zeit von rund 25 auf 60 Prozent des westdeutschen Niveaus. Unternehmen, die diese nicht schaff-

ten, schieden aus. 60 Prozent entsprachen der Höhe der westdeutschen Sozialhilfe und waren indirekt erzwungen durch den Anspruch der ehemaligen DDR-Bürger auf das westdeutsche Sozialprodukt. In der Regionalforschung gelten Siedlungsstrukturen mit Abweichungen der Einkommen von plus/minus 20 Prozent als stabil, was dem obengenannten Abstand entspricht. Ein erfolgreicher «Aufbau Ost 2.0» der Ukraine muss den Lohnabstand gegenüber den Nachbarn in ähnlicher Form begrenzen, um nicht zur massiven Entvölkerung zu führen. Im Aufbau Ost wurden typische zentralstaatliche Aufgaben auf den Osten ausgeweitet, deren Kosten summierten sich 1991 bis 2005 auf rund 3,2 Billionen Euro (Preisstand 2021).

Öffentliche Haushalte des Westens leisteten beim Aufbau Ost Wesentliches zur Stabilisierung (Summen für 1991 bis 2015): 3,1 Billionen Euro flossen ins Gewährleisten funktionierender Länderregierungen und sonstiger staatlicher Institutionen, in die Stabilisierung der Sozialversicherung und in die Sanierung der Infrastruktur. Mit hundert Milliarden Euro wurde die Privatisierung der staatlichen Wirtschaft unterstützt. In der Gesamtsumme von 3,2 Billionen Euro waren investive Ausgaben von 480 Milliarden Euro enthalten, unter anderem auch für die Wirtschaftsförderung. Diese Hilfen induzierten Steuereinnahmen, die die Nettotransfers auf 1,4 Billionen Euro begrenzen.

Die folgenden Überlegungen zum «Aufbau Ost 2.0» gehen vom wirtschaftlichen Status der Ukraine des Jahres 2021 aus. Seit der Unabhängigkeit im Jahr 1991 schrumpfte die Wirtschaft erheblich, im Gegensatz zu Polen, dessen Wirtschaft jährlich um rund 5 Prozent seit der Wende 1990 wuchs und das hier – neben Deutschland – als Referenzfall für ein Szenario «Aufbau Ost 2.0» dient. Im Jahr 2021 lag dessen Wirtschaftsleistung pro Einwohner bei 41 Prozent Deutschlands und die der Ukraine bei 27 Prozent Polens (oder 11 Prozent Deutschlands). Würde die Ukraine aus der Lage des Jahres 2021 zu den gegenwärtigen Werten Polens aufholen, wovon hier ausgegangen wird, wären hierzu jährliche Wachstumsraten von 9 Prozent

erforderlich. Dies erscheint durchaus als machbar, wenn politische Stabilität gegeben ist und die Märkte funktionieren, auch international.

Entlastung durch niedrige Löhne

Die Höhe der staatlichen Stabilisierungsaufwendungen ist stark von den Löhnen beeinflusst. Das reduziert die Aufbaukosten massiv gegenüber dem deutschen Referenzfall. Dann lägen die jährlichen staatlichen Aufbaukosten anfangs bei rund 63 Milliarden Euro und nach fünfzehn Jahren bei 214 Milliarden Euro brutto. Rechnet man die ausgelösten Steuerrückflüsse dagegen, resultieren 32 beziehungsweise 118 Milliarden Euro.

Den privaten Investitionsbedarf leitet man am besten über das Verhältnis aus Vermögenswerten zu Einwohner- oder Erwerbstätigenzahlen ab. Deutschlands Anlagevermögen beträgt gegenwärtig rund zwanzig Billionen Euro. Ohne Korrektur auf die Ukraine umgerechnet, wären dies elf Billionen Euro. Erhebliche Teile dieses Betrags bestehen aus Kapitalkosten entlang der Wertschöpfungskette, im einfachsten Fall Importe oder Produkte, die auf importierten Anlagen mit internationalen Preisen gefertigt wurden. Der Rest wären Löhne vor Ort für das Erstellen der Anlagen und für die Produktion. Der Investitionsbedarf verringert sich aufgrund der niedrigen Löhne so auf etwa 7,2 Billionen Euro; bezogen auf die gegenwärtigen Zerstörungen bedeutet dies, dass rund ein Siebtel des Kapitalstocks der Ukraine vernichtet ist. Einen modernen Kapitalstock von 7,2 Billionen Euro in fünfzehn Jahren aufzubauen, bedarf jährlicher Investitionen von rund 500 Milliarden Euro.

Kollabiert der ukrainische Staat daran? Die ersten Jahre werden hart sein, aber all diese Aktivitäten erzeugen zusätzliches Steueraufkommen, so dass der staatliche Haushaltssaldo stabil bleibt – wenn die Aufbau-transfers und Investitionen aus dem Ausland gewährleistet sind, die jährlich bei rund 200 Milliarden Euro liegen müssten.

Ulrich Blum ist emeritierter Professor für Wirtschaftspolitik und -forschung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und in der Geschäftsführung des Deutschen Lithiuminstituts. Er ist Autor des Standardwerks «Wirtschaftskrieg».



200 Milliarden jährlich: Kloster in Donezk.

Sieger und Verlierer des Jahres

Kurzer Überblick über die erfolgreichsten und die erfolglosesten Zeitungen der Schweiz.



Die Leser sind nicht blöd. Mit diesem Fazit kann man die neusten Leserzahlen der Schweizer Zeitungen zusammenfassen, die letzte Woche erschienen sind. Die Leser sagen: Wir wollen Profil und keine Profillosigkeit.

Die zwei erfolgreichsten Tageszeitungen: NZZ und Luzerner Zeitung

Die NZZ ist in den letzten Jahren vor allem in Deutschland gewachsen, mit dort 40 000 Abonnenten. Zuletzt hat sie nun auch in der Schweiz wieder um 6 Prozent an Lesern zugelegt. Der Grund ist einfach: Wer die NZZ kauft, der weiss, was er bekommt. Er bekommt, seit Eric Gujer Chefredaktor ist, eine klare bürgerliche Haltung, staatskritisch und wirtschaftsnah, migrationskritisch und politisch wenig korrekt. Von der grössten bürgerlichen Partei, der SVP, unterscheidet sich die NZZ durch eine deutlich höhere Dosis an Internationalismus und Multilateralismus. Das kommt bei ihrer wirtschaftsnahen Klientel besser an.

Die *Luzerner Zeitung* ist die einzige grosse Regionalzeitung, die im letzten Jahr an Lesern zugelegt hat. Der Grund ist die breite Verankerung in der Innerschweiz, die mit fünf Split-Ausgaben von *Zuger Zeitung* bis *Urner Zeitung* abgesichert wird und wo das lokale Blasorchester und die lokale Schulkommission in den Fokus geraten. Auch politisch hat die Crew unter Chefredaktor Jérôme Martinu das Ohr nahe an der konservativen Bevölkerung, indem sie sich etwa für neue Parkplätze und gegen neue Steuern ausspricht. Kurzum, die Journalisten der Urschweiz schreiben nicht am Volk vorbei und haben damit Erfolg.

Die erfolgloseste Tageszeitung: Tages-Anzeiger

Im letzten Jahr hat der *Tages-Anzeiger* 13 Prozent seiner Leser verloren. Das ist ein Schweizer Allzeitrekord gegen unten. Erklärbar wird der Misserfolg durch das seltsam verwaschene Profil des Blatts. Mit Vorliebe schwimmt man zwar in links-grünen Gewässern, weicht dann aber immer wieder ängstlich auf liberale Allgemeinplätze aus. Ein sichereres Misserfolgsrezept als solche Profillosigkeit aber gibt es in den Medien nicht. Der *Tages-Anzeiger* will die Wende nun mit

Kurzum, die Journalisten der Urschweiz schreiben nicht am Volk vorbei und haben damit Erfolg.

dem gängigen Voodoo des Geschlechtertanzes schaffen. Der bisherige Chefredaktor Arthur Rutishauser wurde geschickt, die neue Chefredaktorin Raphaela Birrer soll es jetzt richten.

Die zwei erfolgreichsten Wochentitel: Schweiz am Wochenende und Sonntags-Zeitung

Wenn das Büro von Alain Berset das Medienhaus Ringier mit exklusiven Corona-Stories füttert oder wenn SRF-Moderator Sascha Ruefer unter Rassismusverdacht gerät, dann steht das zuerst in der *Schweiz am Wochenende*. Enthüllungsjournalismus ist für die Samstagsausgabe der CH-Media-Zeitungen zum Markenzeichen geworden. Zweiter Erfolgsfaktor ist die solide liberale Haltung des Blatts unter Chefredaktor Patrik Müller, der auf Betroffenheitskitsch und woken Modernismus verzichtet. Mit

diesem nüchternen Stil ist die *Schweiz am Wochenende* der erfolgreichste Wochentitel des Landes geworden. Er erreicht inzwischen eine Million zahlende Leser, eine Dimension, die es in unserer Presse zuletzt vor dreissig Jahren gab.

Die *Sonntags-Zeitung* ist im eigenen Haus der Gegenentwurf zum Schwesterblatt. Wenn der *Tages-Anzeiger* bei der Credit Suisse schluchzt, dass deswegen «die Schweizer Identität wankt», dann hält die *Sonntags-Zeitung* dagegen. «Wer seine Identität von den Banken abhängig macht, hat die Kontrolle über sein Leben verloren», liest man dann hier. Die *Sonntags-Zeitung*, unter Redaktionsleiter Andreas Kunz, hat sich mit Erfolg dem zeitgeistigen Mainstream-Journalismus entzogen, der sonst bei Tamedia üblich ist. Diese eigene Linie zahlt sich aus. Man ist das einzige Sonntagsblatt des Landes, das derzeit bei der Leserzahl nicht verliert.

Der erfolgloseste Wochentitel: Sonntagsblick

Wer den *Sonntagsblick* liest, der fragt sich, wen die Redaktion als ihre Zielgruppe anpeilt. Vermutlich sind es die Parteimitglieder der Juso. Die Themen des Blatts jedenfalls sind unter Chefredaktor Gieri Cavelti von eisern-linker Ideologie: offene Asylpolitik, EU-Gläubigkeit, Klima-Panik, Nazi-Obsessionen, Feminismus, Wirtschaftsfeindlichkeit. Mit diesem Mix hat der *Sonntagsblick* im letzten Jahr 10 Prozent seiner Leser verloren. Es ist klar, warum. Das Blatt wirkt merkwürdig fremdgesteuert, als sässe tatsächlich eine Juso-Delegation in der Redaktions-sitzung. Ein eigenes und unabhängiges Profil, wie es sich Leser wünschen? Nicht erwünscht.



Eindrucksvoller Zeuge: Wüstenbefestigung Khiva.

Knospe des Orients

Khiva, die am besten erhaltene Stadt der alten Seidenstrasse, war einst Refugium grosser Denker. Heute ist die prächtige Oase ein Symbol des aufblühenden Usbekistan.

Francis Pike

Im Dezember 1972 ging ich zu Fuss über den berühmten Checkpoint Charlie, damals eine der Passierstellen zwischen West- und Ostberlin, durch die man die geheimnisvolle Welt des Ostblocks betrat. Zuvor war ich als Tourist in Russland und in der Ukraine gewesen, die damals zur Sowjetunion gehörte, und war auch durch Bulgarien gereist, einen sowjetischen Satellitenstaat.

Aber Ostberlin war etwas anderes. Panzer und Soldaten waren ein unmissverständliches Statement. Die Berliner Mauer mit ihren Wachtürmen, dem hermetisch abgeriegelten Grenzstreifen und den bewaffneten Grenzsoldaten war ein klarer Beweis dafür, mit welcher Brutalität das DDR-Regime die eigene Bevölkerung eingesperrt hielt. Ich studierte dann in Cambridge moderne russische Geschichte und gründete später ein Unternehmen, das in Osteuropa investierte.

Seitdem sind die einstigen sowjetischen Satellitenstaaten wiederentdeckt worden. Polen, Ungarn, Rumänen und Balten sind auf Arbeitssuche nach Westeuropa gegangen. Wir

Khiva

haben sie als Kollegen und Nachbarn kennengelernt. Die osteuropäischen Länder sind aus dem sowjetischen Dämmerlicht herausgetreten und präsentieren sich selbstbewusst in ihrer nationalen, kulturellen und historischen Identität.

Roter Sand, schwarzer Sand

Das gilt nicht im gleichen Mass für die ehemaligen Sowjetrepubliken in Zentralasien. Sie sind, abgesehen von gelegentlichen Berichten über seltsame Allüren der postsowjetischen Herrscher, im Westen kaum bekannt. Aserbaidschan, Turkmenistan, Usbekistan, Tadschikistan und Kirgistan kommen in den westlichen Medien kaum vor. Und wenn Kasachstan etwas bekannter ist, dann hauptsächlich wegen Borat, der populär gewordenen Filmfigur des britischen Komikers Sacha Baron Cohen.

Als ich Freunden vor Weihnachten erzählte, dass ich den Winter in Taschkent verbringen wolle, glaubten einige von ihnen, es müsse sich um eine Ortschaft in der südenglischen Grafschaft Kent handeln. Auf meinen Hinweis, dass Taschkent die Hauptstadt von Usbekistan sei,

reagierten sie mit dem Eingeständnis, noch nie von diesem Land gehört zu haben. Dabei war Taschkent einst die viertgrösste Stadt der Sowjetunion, und sie ist bis heute der kulturelle Mittelpunkt von Zentralasien. Die Stadt mit ihrer Drei-Millionen-Bevölkerung (in einem Land mit 35 Millionen Einwohnern) ist nur eine

1873 wurde die Sklaverei abgeschafft, jedoch nur für Personen mit «slawischen» Gesichtszügen.

der politischen und kulturellen Metropolen, die dieses bemerkenswerte Land in den letzten tausend Jahren hervorgebracht hat.

Im Südwesten Usbekistans, an der Grenze zu Turkmenistan, liegt Khiva. Es ist die am besten erhaltene Stadt der Seidenstrasse, jenes alten Handelswegs, der Asien mit dem Orient und Europa verbindet.

Khiva ist genau genommen eine Oase, die vom Fluss Amudarja gespeist wird. Seine Quellflüsse entspringen im afghanischtadschikischen Hochgebirge, über 2400 Kilometer fliesst der

Amudarja in nordwestlicher Richtung, immer entlang der turkmenisch-usbekischen Grenze, bevor er sich in nördlicher Richtung dem Aralsee zuwendet, in den er einst mündete.

Der Amudarja leidet schon lange unter dem intensiven Baumwollanbau rings um Urganch, dreissig Kilometer nordöstlich von Khiva, und um Nukus, die Hauptstadt der autonomen Republik Karakalpakistan im Westen Usbekistans. Baumwolle ist nicht nur ein bedeutender Wirtschaftsfaktor in dem Land, sondern spielt auch eine zentrale Rolle in der usbekischen Kultur. Baumwollsamöl, gemischt mit Hammelfett, ist unerlässlich für das traditionelle Nationalgericht Plov, eine Art Lamm-Reis-Eintopf.

Gerassel des Sklavenhandels

Der Aralsee ist heute nur noch ein salziger Tümpel, eine der grössten Umweltkatastrophen der Welt. Erfahrene lokale Guides führen unerschrockene Touristen durch trügerische Sand-schluchten und Rinnen, die früher das Bett des Aralsees waren, zu dessen traurigen Überbleibseln.

Durch die Austrocknung des Aralsees ist die salzige Aralkum-Wüste nördlich von Khiva entstanden. Östlich von Khiva erstreckt sich die Kysylkum-Wüste («roter Sand»), südwestlich liegt die Karakum-Wüste («schwarzer Sand»), die zwölft-grösste Wüste der Welt. Die unterirdischen Gesteinsschichten haben den Sand hier dunkel gefärbt. Im Westen stösst die Karakum-Wüste auf das Kaspische Meer. Im Winter ist hier immer strahlend blauer Himmel – und es ist bitterkalt.

Die Einwohner von Khiva haben persisch-türkische Wurzeln, wobei die Türken nach der Eroberung durch Dschingis Khan im 13. Jahrhundert eine Vormachtstellung einnahmen. Später kam Khiva unter die Herrschaft der Timuriden. Das kurzlebige Reich von Timur, der südlich von Samarkand geboren wurde, erstreckte sich bis zum Iran und an die Grenzen Chinas, Russlands und Nordindiens – es war grösser als das Römische Reich.

Wäre Timur nicht kurz nach der vernichtenden Niederlage der Osmanen in der Schlacht bei Ankara 1401 gestorben, wäre Konstantinopel 51 Jahre später womöglich von den Timuriden erobert worden.

Timur ist heute das nationalistische Aushängeschild des modernen Usbekistan – nicht nur als bedeutender Heerführer, sondern auch als Vorkämpfer einer hochentwickelten, selbstbewussten islamischen Kultur. Timur-Statuen finden sich in allen grösseren Städten Usbekistans.

Unter dem mächtigen Achämenidenherrscher Kyros II. (um 550 v. Chr.) war das Khanat Khiva eine persische Provinz. Sein Nachfahre Xerxes I. befehligte die persischen Truppen im Zweiten Perserkrieg (480 v. Chr.) gegen Griechenland. In der Schlacht von Salamis, der grössten See-

schlacht in der Geschichte des Altertums, die den Weg bereitete für den Aufstieg der abendländischen Kultur, errangen die Griechen einen entscheidenden Sieg über die Invasoren. Khiva gehörte nun zum Reich Alexanders des Grossen.

Turkmenische und kasachische Banditen streiften durch die Wüstenregion um Khiva auf der Suche nach geeigneten Opfern, um sie auf

Usbekistan sollte unbedingt in den Kanon des Weltkulturerbes aufgenommen werden.

dem Sklavenmarkt von Khiva zu verkaufen. Ab dem 16. Jahrhundert gründete der Reichtum der Stadt vor allem auf diesem Geschäft. Vor dem Osttor (auch Sklaventor genannt) fanden regelmässig Sklavenauktionen statt. Der ungarische Reisende und Orientalist Armin Vámbéry (1832–1913) schrieb, dass die Sklavenhalter nachts den Sklaven einen «*karabogra* (eisernen Ring) um den Hals legten und sie an einem Pflock befestigten, so dass das Gerassel noch die geringste Bewegung verriet».

1819 sprach ein Reisender von schätzungsweise 30 000 Sklaven in Khiva. Mehrheitlich handelte es sich um Kurden oder Perser, aber begehrt waren vor allem junge russische Männer und Frauen. Als das Khanat Khiva 1873 unter die Herrschaft des Zarenreichs kam, wurde die Sklaverei abgeschafft, jedoch nur für Personen mit «slawischen» Gesichtszügen. Alle anderen mussten bis 1910 warten.

Heute ist Khiva eine guterhaltene Stadt. Die sandfarbene, mit Zinnen versehene Stadtmauer, hier und da mit einem Grabstein geschmückt, weist vier Tore auf, die jeweils zwanzig Gehminuten voneinander entfernt sind.

Die schlichten Häuser in der Altstadt werden von 250 alteingesessenen Familien bewohnt. Dazwischen immer wieder Moscheen, Paläste und Medressen (Hochschulen), deren prächtige blaue Keramikfliesen von atemberaubender Schönheit sind.

Zu den eindrucksvollsten Sehenswürdigkeiten gehören der Khan-Palast Tasch Hauli («steinerner Hof») mit 270 Zimmern, einschliesslich Harem, das Polvon-Tor, die Alla-Kuli-Khan-Medresse, die Dschuma-Moschee, deren Säulen von Handwerkern angefertigt wurden, deren Nachfahren in der Altstadt wohnen, sowie das unvollendete Minarett Kalta Minor. Besonders schön finde ich das schlichte Mausoleum von Pahlawan Mahmud, dem Sufi-Dichter, der als Schutzpatron von Khiva verehrt wird.

Samarkand, Buchara, Taschkent

Der Charme von Khiva beschränkt sich aber nicht auf die wunderbaren Bauwerke. Auch die Frauen, die auf öffentlichen Plätzen in steinernen Öfen Fladenbrot backen, führen eine alte Tradition fort. Das moderne Tischlerhandwerk geht auf deutschsprachige Mennoniten zurück, die 1882 von der Wolga nach Khiva kamen.

Khiva, jahrhundertlang Refugium bedeutender Mathematiker, Philosophen und Religionsgelehrter, hat es verdient, vom Westen mit Interesse wahrgenommen zu werden. Aber auch Samarkand, Buchara und Taschkent sind eindrucksvolle Zeugen einer alten Zivilisation. Usbekistan sollte unbedingt wiederentdeckt und in den Kanon des Weltkulturerbes aufgenommen werden.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.



Schwyz verbietet Staatskritik an Schulen

Im Ur-Kanton dürfen private Bildungseinrichtungen weder Staat noch Wissenschaft hinterfragen. So steht es in einem kuriosen neuen Gesinnungstest.

Philipp Gut

Ein privater Trägerverein will im Kanton eine Schule eröffnen. Das ist ein routinemässiger Vorgang, sollte man meinen. Denn die juristischen Grundlagen sind klar geregelt. Gemäss Bundesverfassung haben die Kantone die Kompetenz über das Schulwesen. Im Kanton Schwyz regelt dies das kantonale Volksschulgesetz. Demnach benötigen private Volksschulen eine Bewilligung. Die Bewilligungsvoraussetzungen werden vom Erziehungsrat festgelegt. Dazu hat er entsprechende Weisungen erlassen. So müssen die Antragsteller unter anderem Angaben zur ideologischen Ausrichtung der Schule machen.

Wie war das mit Galilei?

So weit der Courant normal. Doch im vorliegenden Fall läuft es anders. Nachdem der Trägerverein ein Bewilligungsgesuch gestellt hatte, kam der Kanton Schwyz ins Rotieren. Er verlangte während des ordentlichen Verfahrens «präzisere Angaben zur ideologischen Ausrichtung der Trägerschaft». Der Erziehungsrat erteilte dem Bildungsdepartement deshalb den Auftrag, eine neue «Selbstdeklaration zur ideologischen Ausrichtung von privaten Volksschulen im Kanton Schwyz» zu erstellen. Und dieses Dokument, das eigens und eilends für den vorliegenden Fall geschaffen worden ist, hat es in sich.

Insbesondere Punkt 4 dieser «Selbstdeklaration» lässt aufhorchen. Dort heisst es: «Bestehen Verbindungen der Trägerschaft oder der Schulleitenden zu religiösen oder ideologischen Vereinigungen mit wissenschafts- oder staatskritischem Gedankengut?» Falls ja, seien diese offenzulegen. Hoppla! Wer im Kanton Schwyz also wissenschafts- oder staatskritisch denkt oder auch nur «Verbindungen» zu «Vereinigungen mit wissenschafts- oder staatskritischem Gedankengut» hat, der muss damit rechnen, dass sein Gesuch um die Gründung oder Weiterführung einer privaten Volksschule abgelehnt wird.

Es stellt sich eine ganze Reihe von Fragen: Ist es nicht die Aufgabe der Schule, die Schülerinnen und Schüler zu kritischem Denken anzu-

leiten? Und warum sollte sich dieses kritische Denken nicht auch auf die Wissenschaft und den Staat beziehen? Gibt es überhaupt «die» Wissenschaft? Oder zeigt die Wissenschaftsgeschichte nicht vielmehr, dass nur ein ständiges kritisches Denken und Hinterfragen wissenschaftlichen Fortschritt bringt? Wie war das noch mal mit Galileo Galilei? Wurde Albert



«Müsst ihr denn immer diese Blasen machen?!»

Einstein für seine Relativitätstheorie von seinen Wissenschaftskollegen nicht als Spinner verlacht, bevor er zum Gott der Physik aufstieg? Behaupteten die Wissenschaftler nicht 2500 Jahre lang, das Atom sei unteilbar, bis Otto Hahn die erste Kernspaltung durchführte und das Gegenteil bewies?

Wir müssen aber gar nicht so weit suchen. Wurde uns nicht von Wissenschaftlern und wissenschaftsunkritischen Politikern eingehämmert, die Covid-19-Impfung schützen und zuverlässig vor Ansteckung und Weiterverbreitung? Auch diese angebliche Wahrheit «der» Wissenschaft hat sich in Luft aufgelöst. Die Kritiker, gestern noch als Ketzer verpönt, haben recht bekommen.

Achtung vor FDP und SVP!

Nicht weniger problematisch ist der Begriff eines «staatskritischen Gedankenguts». Hat nicht die staatstragende FDP den Slogan geprägt: «Mehr Freiheit – weniger Staat»? Kämpft nicht die mit Abstand wählerstärkste

Partei der Schweiz, die SVP, für einen schlanken Staat und für weniger staatliche Bevormundung? Zweifellos ist dies «staatskritisches Gedankengut». Was ist nun, wenn ein Mitglied des Schulträgervereins «Verbindungen» zur FDP oder zur SVP hat? Wird das Gesuch dann abgelehnt?

Damit wir uns richtig verstehen: Niemand bestreitet die Rechtsgrundlagen und die Zuständigkeit des Kantons Schwyz bei der Bewilligung von Privatschulen. Aber diese hastig zusammengeschusterte «Selbstdeklaration», die «wissenschafts- oder staatskritisches Gedankengut» pauschal als Hinderungsgrund für eine Bewilligung ins Feld führt, ist rechtlich viel zu unbestimmt und inhaltlich unausgegoren.

Noch absurder

Ausserdem ist es mehr als nur ein Schönheitsfehler, dass das Dokument extra für den vorliegenden Fall geschaffen worden ist. Der Grund dürfte sein, dass dem Trägerverein auch Personen angehören, die sich kritisch mit den staatlichen Corona-Massnahmen befasst haben. Dies macht das Ganze noch absurder: Denn das Stimmvolk des Kantons Schwyz hat das Covid-19-Gesetz zweimal abgelehnt, bei der ersten Abstimmung vom 13. Juni 2021 sogar mit

Der Kanton Schwyz ist eine Urzelle der direkten Demokratie und der eidgenössischen Freiheitstradition.

über 59 Prozent Nein. Was macht die Schwyzer Regierung nur mit dieser satten Mehrheit, die es wagt, Massnahmen und Gesetze des Staates im Rahmen ihrer demokratischen Rechte kritisch zu beurteilen?

Historisch gesehen, ist der Kanton Schwyz eine Urzelle der direkten Demokratie und der eidgenössischen Freiheitstradition. Ohne Kritik der staatlichen Obrigkeit gegenüber würde es ihn gar nicht geben. Kurz: Staatskritisches Denken ist geradezu Bürgerpflicht. Diese «Selbstdeklaration» ist eine Schnapsidee und ein Schuss ins eigene Knie.

Putin privat

Seine Mitarbeiter nennen ihn «Chef», und wer ihn sehen will, muss zwei Wochen in Quarantäne. Ein Ex-Leibwächter des russischen Präsidenten plaudert aus dem Nähkästchen.

Wolfgang Koydl

Wenn Wladimir Putin im Ausland ist und telefonieren will, zieht er sich in seine private Telefonzelle zurück, die ihn überallhin begleitet. Der zweieinhalb Meter hohe Würfel ist mit einem Arbeitsplatz, einem Computer und einem Telefon ausgestattet, die absolut abhörsicher sein sollen.

Diese und andere Details aus dem Arbeitsleben des russischen Präsidenten hat ein ehemaliges Mitglied seines Sicherheitsdienstes enthüllt. Der föderale Wachdienst (Federalnaja Sluschba Ochrany, FSO) entspricht in etwa dem Secret Service des amerikanischen Präsidenten und erfüllt ähnliche Aufgaben: den persönlichen Schutz des Staatsoberhauptes rund um die Uhr sowie die Sicherung aller von ihm besuchten Orte und die lückenlose Vorbereitung, Begleitung und Überwachung seiner Reisen.

Gleb Karakulow arbeitete für die Spezialabteilung, die mit der Einrichtung und Überwachung der Kommunikationseinrichtungen Putins auf seinen Reisen betraut ist. Nach dreizehn Dienstjahren flüchtete der 35-Jährige zusammen mit seiner Ehefrau und seiner Tochter im vergangenen Oktober in den Westen, nachdem ihm in der Folge des russischen Einmarsches in die Ukraine Zweifel an der Politik Moskaus und seiner Tätigkeit für den Präsidenten gekommen waren. Nun gab er dem Dossier Center, einem Projekt des Ex-Oligarchen und Kreml-Kritikers Michail Chodorkowski, ein ausführliches Interview.

Leben im Informationsvakuum

Nach diesen Schilderungen ist der Kreml-Chef alles andere als technikaffin. Putin benutze weder einen Computer noch ein Handy, so Karakulow. «Wer braucht das Internet, druck es mir einfach aus», scherzte der Offizier über diese Einstellung. Seine Informationen beziehe der Präsident ausschliesslich von den Geheimdiensten oder von seinem engsten Kreis: «Das bedeutet, dass er in einem Informationsvakuum

lebt», mutmasste Karakulow. Allerdings bestehe er überall auf Zugang zum russischen Fernsehen.

Die Selbstisolierung habe seit der Corona-Pandemie noch zugenommen. So müsse sich weiterhin jeder Besucher einer zweiwöchigen Quarantäne unterziehen, auch wenn ein Treffen mit dem Staatschef nur fünfzehn oder zwanzig Minuten dauere. Ständige Mitarbeiter führten «mehrmals am Tag» PCR-Tests durch. Nur wer als «sauber» gelte, dürfe im selben Raum wie er arbeiten.

«Gesünder als viele Gleichaltrige»

Diese offensichtliche Sorge vor einer Erkrankung kontrastiert mit dem tatsächlichen Gesundheitszustand des 70-Jährigen, über den im Westen immer wieder spekuliert wird. Nach Karakulows Worten «gesünder als viele Gleichaltrige». Einmal im Jahr, meist im Spätsommer oder September, werde er auf Herz und Nieren geprüft. Von mehr als 180 Reisen, auf denen er Putin begleitet habe, seien nur «ein oder zwei» aus Gesundheitsgründen abgesagt worden.

Die robuste Natur zeige sich im Arbeitspensum. Wladimir Putin sei ein Workaholic. «Er geht nie vor zwei oder drei Uhr nachts ins

Bett», berichtete der Überläufer. Als er einmal die Halbinsel Kamtschatka im äussersten Osten Russlands besuchte, habe er ein Treffen mitten in der Nacht abgehalten, weil es in Moskau Tag gewesen sei und ihm dies zupassgekommen sei. Kritik aus seinem Umfeld gebe es nicht.

Vor allem seine Kollegen im FSO «verehren» Putin und nennen ihn nur den «Chef». Niemand habe ein Wort gegen den Krieg gesagt,

Niemand habe ein Wort gegen den Krieg gesagt, und über sein Privatleben gebe es nur Gerüchte.

und über das Privatleben des Chefs gebe es nur Gerüchte unter den Kameraden. Sicher sei, dass Putin selbst seine Töchter aus seiner geschiedenen Ehe, Katerina und Maria, nur «diese Frauen» nenne. Sie würden jedoch häufig gemeinsam Ferien mit ihrem Vater verbringen. Über sein angebliches Verhältnis mit der Turnerin Alina Kabajewa habe er keine Informationen, sagte Karakulow.

Unterwegs im Sonderzug

Etwa seit anderthalb Jahren lege Putin besonderen Wert darauf, seinen jeweiligen Aufenthaltsort zu verschleiern. So seien alle seine Büros – in St. Petersburg, Nowo-Ogarjowo oder Sotschi – identisch ausgestattet. Manchmal würde der Sicherheitsdienst eine Abreise vortäuschen, um ausländische Geheimdienste in die Irre zu führen, derweil er selbst zurückbleibe.

Dieser Täuschung diene auch der Sonderzug, mit dem der Kreml-Chef immer häufiger verreise. «Er sieht aus wie ein gewöhnlicher Zug, grau mit roten Streifen», erzählte der Ex-Offizier. Das sei weniger auffällig als ein Flugzeug, das immer irgendwo aufscheine und verfolgt werden könne. «Aber wie viele dieser grauen Züge gibt es? Die kann man nicht verfolgen.»



Workaholic: Wladimir Putin mit Frau und Töchtern, 2002.

Ich kann Ihnen sagen, warum Ehemänner fremdgehen

Es gibt drei Gründe – und einen Hoffnungsschimmer.

Amanda Goff

Zweierlei können Männer richtig gut: Sie können Liebe und Sex auseinanderhalten. Und sie können lügen.

Ich weiss, warum Ehemänner fremdgehen. Ich weiss, was sie sich insgeheim wünschen und was in ihrem Kopf vorgeht. Woher ich das weiss? Ich bin keine Psychologin und auch keine Ehefrau. Ich ziehe die Gesellschaft von Frauen vor und habe auch keinen Partner.

Wenn Sie meine Geschichte nicht kennen – voilà: Ich habe als Journalistin für australische Zeitschriften gearbeitet, bis ich mit Ende dreissig aus dem «normalen» Leben ausstieg und eine Escort-Dame wurde. Nicht gerade

Eine Frau mag über einen Fehltritt ihres Mannes hinwegsehen, Männer können das nicht.

eine Entscheidung, die die meisten Menschen treffen, die sich beruflich verändern wollen, aber für mich war es genau das Richtige, aus vielen komplexen Gründen, die selbst mir nicht ganz klar sind.

Ich schrieb zwei Bestseller über meinen Weg und gründete schliesslich meine eigene Escort-Agentur für reife Frauen. Meine begehrteste Lady war über sechzig, aber das ist eine andere Story.

Es ist nie eine Frage von Schuld

Die High Heels habe ich kürzlich an den Nagel gehängt, aber ich habe ein Jahrzehnt in der Sexbranche gearbeitet. Ich habe viel Geld verlangt und galt als Australiens teuerste Escort-Dame (und als das eine oder andere auch noch).

Ich bin vielen tollen Frauen begegnet und habe Männer verstehen gelernt, Männer aller Art. Alleinstehend, verwitwet, geschieden, jung, alt, behindert, krank – und natürlich verheiratete Männer.

Ach ja, Ehemänner. Wenn ich von verheirateten Männern etwas gelernt habe, dann das: nicht zu heiraten. Wenn Sie eine wunderbare Beziehung ruinieren wollen, müssen Sie nur zum Traualtar schreiten. (Wenn Sie glück-

lich verheiratet sind, Glückwunsch. Wir sollten uns in dreissig Jahren noch einmal sprechen.)

Gelernt habe ich auch, dass es in der Sexindustrie nicht um Sex geht. Und der Hauptgrund, weshalb Männer Escort-Dienste in Anspruch nehmen?

Beziehung. Ganz genau, Beziehung.

Als Escort-Dame habe ich mich nicht an Kronleuchtern aufgehängt und auch keine geheimen Kerker-Sexklubs besucht (enttäuschend, ich weiss). Gefragt war ich vor allem als Freundin – und das bedeutete Zuhören, Zuspruch, Rat geben.

Dies sind die drei wichtigsten Gründe, warum Männer fremdgehen, wobei ich einschränkend hinzufüge: nicht alle Männer, nicht in allen Ehen, und Untreue ist nie eine Frage von Schuld.

1 — Er will mit jemandem reden

Ob Sie es glauben oder nicht, Männer reden gern. Sie sind emotional und sehr verletzlich. Vor lauter Angst, sich zu Hause verletzlich zu zeigen, markieren sie lieber den starken Mann. Sie glauben, sie machen Stress, wenn sie über ihre Probleme sprechen. Ich fand es verblüffend, dass sie viel Geld für eine Escort-Dame ausgeben statt für eine Eheberatung. Ein paar Mal habe ich darauf hingewiesen. «Ich möchte nicht bewertet werden», lautete immer die Antwort.

2 — Er sehnt sich nach dem Vorspiel

Sie müssen mir nicht sagen, dass Sex das Letzte ist, woran Sie denken, wenn Sie verheiratet sind – schon klar. Ich würde lieber eine Tasse Tee trinken, soll aber eine Liebessdienerin sein. Vieles spricht für einen Zwei-Minuten-Quickie. Aber insgeheim wollen Männer stundenlang im Bett mit Ihnen sein, sagen aber, sie haben es satt, zurückgewiesen zu werden. Sie wünschen sich ein Vorspiel (Ihnen Lust zu bereiten, nicht umgekehrt) und wollen nicht, dass alles immer vorbei ist, bevor Sie sagen können: «Gib mir die Fernbedienung, «Hochzeit auf den ersten Blick» läuft gerade.»

3 — Sie hatten eine Affäre

Wenn es um Untreue geht, wird immer auf den Mann gezeigt. Untreu sind immer die Männer, nicht wahr? Falsch – sie sind diejenigen, die erwischt werden. Ein verheirateter Mann Ende fünfzig sass zwei Stunden, komplett angekleidet, auf dem Bett und erzählte von seiner Frau, die mit ihrem Personal Trainer durchgebrannt war. Ein anderer war am Boden zerstört, weil seine Frau ihn und die Kinder hatte sitzenlassen. Unter Tränen erzählte er mir, dass er nicht einmal ein Ei kochen könne. (Fragen Sie mich nicht, ich bin keine gute Köchin.) Eine Frau mag über einen Fehltritt ihres Mannes hinwegsehen, Männer können das nicht. Ihr Ego erlaubt das nicht. Wenn sie bleiben (Männer gehen selten), werden sie sich berechtigt fühlen, auch einmal untreu zu sein, so dass sie quitt sind.

4 — Eine Escort-Dame besuchen heisst nicht, dass er Sie nicht liebt

Ich habe oben zwar von drei Gründen gesprochen, aber dies ist ebenfalls ein wichtiger Punkt. Es bedeutet nicht, dass er sich mit anderen Frauen trifft oder Affären hat. Er will Sie nicht wegen einer anderen Frau verlassen, und er will ganz bestimmt nicht mit einer Escort-Dame durchbrennen (und eine Escort-Dame würde nie im Leben mit Ihrem Mann durchbrennen – das wäre, als würde man seine Arbeit mit nach Hause nehmen). Männer sind wie junge Hunde, die an Ihren Schuhen herumknabbern, sie können nicht anders.

Warten Sie, bis ich Ihnen erzähle, warum Frauen männliche Escorts buchen. Sie werden mit den Ohren schlackern.

Amanda Goff alias Samantha X ist eine ehemalige Escort-Dame, Autorin und Kolumnistin.

Dieser Text ist zuerst in der *Daily Mail* erschienen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



«*Sie wünschen sich ein Vorspiel*»: Männerversteherin Goff.

«Putin ist ein politischer Kannibale»

Der Pianist Vytautas Landsbergis führte Litauen Anfang der 1990er Jahre in die Unabhängigkeit. Ein Gespräch über die Kraft der Musik, die Liebe zum Leben und den Widerstand gegen Russland.

Urs Gehriger

Budapest 56. Prag 68. Im Januar 1991 scheint sich die Geschichte in Vilnius zu wiederholen. Abermals drohen Moskauer Truppen einen Volksaufstand brutal niederzuschlagen. Wenige Monate zuvor hatte sich Litauen nach fünfzig Jahren Sowjetherrschaft als erste Unionsrepublik zum souveränen Staat erklärt. Der Westen zögert mit der Anerkennung. Moskau droht. Am 13. Januar 1991 kommt es zum Showdown. Sowjetische Elitetruppen töten in der litauischen Hauptstadt vierzehn unbewaffnete Demonstranten.

Nun schlägt die Stunde eines kleinen Mannes mit getrimmtem Bart, Drahtbrille und sanfter Stimme: Vytautas Landsbergis, Professor der Musik, steht an der Spitze der Sajudis-Bewegung, des gewaltlosen Kampfs für die Unabhängigkeit, eine Rolle, auf die er sich auch in der Schweiz vorbereitet hatte.

«Beseelt von einem höheren Ziel»

Er verschanzt sich im Parlament und ruft das Volk über Radio zum Widerstand auf. Hunderttausende aus dem ganzen Land folgen seinem Ruf. Landsbergis, ein vorzüglicher Pianist, spielt die ganze Klaviatur des Widerstands. Aus dem verbarrikadierten Gebäude ruft er US-Präsident George Bush Sr. an und verlangt eindringlich, er solle über das «rote Telefon» Gorbatschow zum Rückzug der Truppen auffordern.

Landsbergis und seine Litauer setzen sich durch. Wenige Monate später wird ihr Land international als unabhängiger Staat anerkannt. Die Sowjetunion zerbricht, Ende 1991 fällt sie formell auseinander.

Jetzt, gut dreissig Jahre später, sitzt der Vater der litauischen Unabhängigkeit in seiner bescheidenen Wohnung in einem Mehrfamilienhaus in Vilnius. Zwischen Zeitschriften und Büchern erhebt sich auf dem Fussboden eine Legostadt, erbaut von seinem Urenkel. Landsbergis trägt einen ärmellosen Pullover, auf der Brust prangt ein aufgestickter «weisser Ritter», Schwert schwingend auf einem sich aufbäumenden Pferd – das Nationalwappen der Republik Litauen.

Vilnius

Unermüdlich kommentiert der Neunzigjährige das Zeitgeschehen. Auf dem Salontisch liegt sein neustes Buch, eine philosophische Betrachtung des Widerstandskrieges in der Ukraine. Auf dem Cover ein historisches Bild von litauischen Partisanen. «Diese jungen Menschen wussten genau, dass sie nicht mehr lange leben werden», sagt Landsbergis, «aber sie waren geeint durch ihren Widerstand und beseelt von einem höheren Ziel.»



«Seid Menschen!»: Landsbergis.

Weltwoche: Professor Landsbergis, es ist eine Freude, Sie in ungebrochener Vitalität anzutreffen.

Vytautas Landsbergis: Ja, natürlich. Wir erleben schöne Zeiten mit grossen Veränderungen, aber auch Spannungen, die mich nichtsdestotrotz mit Hoffnungen erfüllen.

Weltwoche: Was ist Ihre grösste Hoffnung im Moment?

Landsbergis: Dass der Krieg in der Ukraine nicht eskaliert und sich zu einem Weltkrieg ausweitet.

Weltwoche: Sind Sie zuversichtlich, dass es nicht dazu kommen wird?

Landsbergis: Ich bin mir nicht sicher, ob dieser Verrückte in Moskau nicht Atomwaffen einsetzen wird. Es wird gedroht, es wird erpresst, das sind wir gewohnt. Das ist sein Stil. Doch nun will Putin Atomwaffen in Weissrussland stationieren. [Putin kündigte vor kurzem an, dass Russland taktische Atomwaffen im Nachbarland stationieren wird, was sie näher an potenzielle Ziele in Nato-Mitgliedstaaten bringt, Anm. d. Red.] Es gibt Überlegungen, dass dieser Zug Putins Teil eines geheimen Spiels sein könnte, um diese Waffen von Weissrussland aus einzusetzen, um so Russland vor Vergeltung zu schützen. Der weissrussische Präsident Alexander Lukaschenko wäre der nützliche Idiot und Blitzableiter.

Weltwoche: Sie waren Ende der 1980er Jahre Mitgründer der Sajudis-Bewegung und wurden zum Anführer des litauischen Unabhängigkeitskampfes. Die Welt staunte damals über Ihre Rolle, schliesslich waren Sie von Beruf Musiker.

Landsbergis: Professor der Musikwissenschaft.

Weltwoche: Wenn Sie den Charakter Ihres Landes Litauen in einer musikalischen Komposition charakterisieren würden, wäre es eine Serenade, eine Sinfonie oder eine Arie?

Landsbergis: (Lacht) Oh, ein Volkslied. Ein Volkslied, das inhaltlich und ideologisch im Kern von menschlichen Beziehungen und der Liebe handelt. Nun, alle Musik handelt von der Liebe. Aber das Lied Litauens besonders. Es handelt von der Liebe zu anderen Menschen, zur Natur, zum eigenen Land, zum Leben.

Weltwoche: Volkslieder waren im ganzen Baltikum – in Estland, Lettland und Litauen – Teil des gewaltlosen Unabhängigkeitskampfes, weshalb man sie auch die «singenden Revolutionen» nannte. Damals war es streng verboten, Lieder zu singen, die nicht dem übernationalen «Vaterland», der Sowjetunion, gewidmet waren. Sie sagten zu jener Zeit: «Wir können froh sein, dass Litauen nach fünfzig Jahren Unterjochung, Lüge, Verfolgung und geistiger Zerrissenheit seinen Kern bewahrt hat.» Was war das Erfolgsrezept Ihres Widerstandes, der 1990 in der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Litauens mündete?



«Tragödie eines guten Menschen»: Landsbergis (l.) mit Russlands Präsident Jelzin, 1991.

Landsbergis: Das kann man ohne grosse Worte ganz einfach ausdrücken. Konsequenz. Wenn man einen Glauben, eine Überzeugung hat, kommt es manchmal vor, dass man davon abgehalten wird, nach diesen verkündeten Überzeugungen zu handeln. Es geht also darum, dass man in seiner Haltung konsequent ist und nach seinen Überzeugungen handelt.

Weltwoche: Wann hatten Sie zum ersten Mal das Gefühl, dass sich die Sowjetunion auflöst und dass die Litauer eine Chance haben, sich vom sowjetischen Joch zu befreien?

Landsbergis: Von Beginn an. Trotz Verfolgungen und Massendepportationen von Litauern nach Sibirien [unter Stalins Regime wurden bis 1953 mindestens 130 000 Litauer, 70 Prozent davon Frauen und Kinder, in Arbeitslager transportiert, Anm. d. Red.] war uns bewusst, dass die

Tilgung unseres Landes von der Landkarte nicht von Dauer sein konnte. Irgendwann würden die Litauer wie die anderen gefangenen Völker sich auflehnen und das Imperium zerschlagen.

Weltwoche: Ihr Kampf war allerdings zäh und erlitt zahlreiche Rückschläge. Selbst als Sie bereits die Unabhängigkeitserklärung erlassen hatten, mahnte Gorbatschow: «Wenn ihr sofort volle Autonomie erhaltet und zu Marktpreisen handelt, werdet ihr auf die Nase fallen.» Und Moskau drohte damit, Ihr Land unter ein sowjetisches Wirtschaftsembargo zu stellen.

Landsbergis: Gorbatschow und sein Premierminister [Nikolai] Rischkow haben versucht, uns davon zu überzeugen, auf die Unabhängigkeit zu verzichten. Rischkow hat mich während unserer Verhandlung gefragt: «Wie könnt ihr leben, wenn ihr kein Gas, keine Kohle und keine Energieressourcen habt, die wir für euch kaufen?»

Weltwoche: Was haben Sie ihm geantwortet?

Landsbergis: «Wir werden sie selbst kaufen». (Lacht) Schliesslich kaufen viele Länder der Welt Energie. Rischkow war schockiert. Er erzählte später in seinem kommunistischen Umfeld, dass Landsbergis total irre sei. Dass er kein Verständnis für die Wirtschaft habe. Sie betrachteten uns immer als Kolonie. Als Kolonie der Sowjetunion bekam man Waren aus der Metropole. Ich habe vom ersten Tag der Proklamation der Un-

abhängigkeit an darauf hingewiesen, dass wir unsere Beziehungen zur Sowjetunion von einer gehorsamen Kolonie zu einem Wirtschaftspartner machen wollen. Doch sie wollten keine Handelsbeziehungen. Sie wollten uns wieder

«Ich bin mir nicht sicher, ob dieser Verrückte in Moskau nicht Atomwaffen einsetzen wird.»

und immer wieder beherrschen, in einem System der wirtschaftlichen Sklaverei, ja sogar der sozialen Sklaverei.

Weltwoche: Im Januar 1991 kam es zu einem dramatischen Showdown in der Hauptstadt Vilnius. Sowjettruppen belagerten die Hauptstadt. Sie, Professor Landsbergis, verbarrikadierten sich im Parlament, hielten im Radio eine Rede an die Nation und riefen das litauische Volk zur Unterstützung auf. Doch am 13. Januar töteten Sowjetsoldaten vierzehn unbewaffnete litauische Bürger. Der sogenannte Blutsonntag löste im Ausland Empörung und Solidaritätsbekundungen aus. Selbst in Moskau gingen Russen in Massen auf die Strasse.

Landsbergis: Eine halbe Million.

Weltwoche: Könnten Sie sich vorstellen, dass heute, im Jahr 2023, eine halbe Million Russen zur Unterstützung der Ukraine auf die Strasse gehen?



Landsbergis: Das ist schwer vorstellbar. Vielleicht würden hundert Leute auftauchen, aber nicht eine halbe Million.

Weltwoche: Was hat sich in den letzten dreissig Jahren in der russischen Öffentlichkeit verändert?

Landsbergis: Herrn Putin ist es gelungen, sein Volk in die totale geistige Sklaverei zu versetzen.

Weltwoche: Wie hat er das geschafft?

Landsbergis: Die Regierung hat ein Informationsmonopol erlangt. Sie wäscht dem eigenen Volk jeden Tag das Gehirn. Kritik ist nicht erlaubt. Wenn man eine dissidente Meinung äussert, wird man als Feind, als ausländischer Agent bezeichnet und verfolgt.

Weltwoche: Die Rolle Russlands zu jener Zeit war bemerkenswert. 1991 wurde Boris Jelzin bei den ersten Präsidentschaftswahlen zum Präsidenten der russischen Teilrepublik gewählt. Jelzin hat Ihnen, Professor Landsbergis, grosse Anerkennung gezollt. «Ich bin beeindruckt von der Kühnheit derjenigen, die Litauens Demokratie verteidigt haben, und auch von Ihrem persönlichen Mut», sagte er und dankte Ihnen. «Sie haben uns den Weg [in die Unabhängigkeit] gebahnt.» Wie haben Sie Jelzin als Person erlebt?

Landsbergis: Jelzin war sehr menschlich und sehr vernünftig. Natürlich nicht immer. Aber in unseren Beziehungen habe ich gesehen, dass er ein guter Mensch sein wollte und uns, einen sehr kleinen Nachbarn, als gleichwertigen Partner respektierte.

Weltwoche: Als Präsident Russlands hat ihn sein Alkoholproblem zusehends bei der Amtsausübung beeinträchtigt.

Landsbergis: Er hatte Schwächen, er war alkoholabhängig, und seine Feinde haben ihm

vielleicht noch mehr zu trinken gegeben, um ihn von der Macht zu drängen. Sie wollten ihn demütigen, um ihn zum Clown zu machen. Zu einem trinkenden Clown. Es war die Tragödie eines guten Menschen.

Weltwoche: Jelzin war eine treibende Kraft bei der Auflösung der Sowjetunion, die Ende 1991 besiegelt wurde. Was ihm viele Russen übernahmen. 2005 sagte sein Nachfolger Wladimir Putin in seiner jährlichen Rede zur Lage der

«Putin ist es gelungen, sein Volk in die totale geistige Sklaverei zu versetzen.»

Nation, dass «der Untergang der Sowjetunion die grösste geopolitische Katastrophe des Jahrhunderts war». Putin sieht in Gorbatschow und Jelzin Verräter und Hauptverantwortliche für den Untergang des Sowjetreiches.

Landsbergis: Das zeigt sein sehr primitives Verständnis der historischen Fakten. Gorbatschow konnte die Sowjetunion nicht retten. Er hat es versucht, er hat sogar Verbrechen begangen, als er dies versuchte. Gorbatschow war ein Führer mit blutigen Händen, aber er war nicht so degeneriert wie Putin. Putin ist ein politischer Kannibale. Es ist sehr erschütternd, zu sehen, wie sich ein solcher Mensch daran erfreut, einen Schwächeren zu foltern, so, wie er jetzt die Ukraine quält.

Weltwoche: Ihr Land ist 2004 Mitglied der Nato geworden. Die Litauer fühlen sich heute dank der Bündniszugehörigkeit sicherer als je zuvor in ihrer Geschichte. Putin hingegen sieht in der sich über die Jahre immer weiter nach Osten ausdehnenden Nato eine direkte Bedrohung für



Widerstand gegen Sowjetherrschaft:

Russland. Er erinnert an die Monroe-Doktrin der USA und beansprucht für Russland eine Art Einflussphäre entlang seiner Westgrenze. Können Sie dies, aus Sicht Russlands, verstehen?

Landsbergis: Putin hat sogar versucht, die Westallianz zum Rückzug zu bewegen.

Weltwoche: 2021 legte Putin eine Liste von Sicherheitsgarantien vor, denen der Westen zustimmen sollte, um die Spannungen in Europa abzubauen und die Krise um die Ukraine zu entschärfen. Dazu gehörte auch eine Begrenzung der Stationierung von Truppen und Waffen an der Ostflanke der Nato, womit die Nato-Truppen faktisch dorthin zurückkehren würden,

GESCHICHTE

Landsbergis, von *Weltwoche*-Chefredaktor Ramspeck eingekleidet

Ende der 1980er Jahre hielt sich Vytautas Landsbergis wiederholt in der Schweiz auf. «Mein wichtigster Besuch war die Teilnahme an einem Kongress mit Vertretern der litauischen Gemeinden aus Europa in Einsiedeln», erinnert sich Landsbergis im Gespräch. Zu jener Zeit schloss Landsbergis auch Bekanntschaft mit Jürg Ramspeck (1936–2017), dem damaligen Chefredaktor der *Weltwoche*. «Im Korridor der Zeitung erschien ein etwas verlaust gekleideter Besucher», erinnert sich *Weltwoche*-Kolumnist Peter Hartmann. In einem Versteck im Keller der *Weltwoche* an der Zürcher Edenstrasse hatte Ramspeck einen Flügel aufgestellt, wo er Musiker aus der Sowjetunion spielen liess. Der passionierte Musikliebhaber Ram-

speck fand offenbar sofort den Draht zum Professor der Musikwissenschaft und litauischen Freiheitskämpfer und «nahm ihn gleich mit zu Fein-Kaller und kaufte ihm einen diplomatisch korrekten Anzug». Wenig später kehrte Landsbergis zurück in seine Heimat, wo er sein Land in die Unabhängigkeit führte.

«Wir singen, wir sind lebendig»

Vytautas Landsbergis wurde 1932 in Kaunas, Litauen, geboren, wo er als Kind miterlebte, wie sowjetische Panzer aufzuziehen und die unabhängige Republik Litauen dem Sowjetimperium unterwarfen. Ende der achtziger Jahre gründete er mit Gleichgesinnten die Sajudis-Bewegung. Er führte die «singende Revolution», basierend auf der Tradition der

nationalen Liederfeste, an. Nach dem Motto: «Wir singen, wir sind lebendig und wollen es sein!» erhoben sich die Menschen im ganzen Baltikum, von Litauen über Lettland bis Estland, gegen die sowjetische Unterdrückung. Anfang der neunziger Jahre erkämpften die baltischen Staaten ihre Unabhängigkeit zurück und wurden 2004 in die Europäische Union und die Nato aufgenommen.

Der «Vater der litauischen Unabhängigkeit» nimmt bis heute aktiv am politischen Diskurs in seiner Heimat teil. Sein Enkel, Gabrielius Landsbergis, ist der derzeitige Vorsitzende der konservativen Partei, Mitglied des litauischen Parlaments und Aussenminister Litauens.

Urs Gehrig



Landsbergis in Vilnius, 1988.

wo sie 1997, vor der Osterweiterung, stationiert waren. Was würde dies für Ihr Land bedeuten?

Landsbergis: Russland hat zum Teil mit Erfolg die irreführende Idee in die westlichen Köpfe gepflanzt, dass das Konzept der Nato einem Imperium gleiche, das sich von selbst ausdehne. Das ist falsch. Jedes neue Mitglied wollte aus freien Stücken Teil der Nato werden. Die Nato hat keine imperialistische Struktur. Sie hat eine Struktur der geeinten Verteidigung. Nicht die Nato, sondern Russland versucht, sein Territorium zu vergrößern, das hat es über Jahrhunderte hinweg getan, und es hat Tragödien verursacht, nicht nur für Russland, sondern auch für die Menschheit.

Weltwoche: Was die Ukraine betrifft, so weist Russland darauf hin, dass die beiden Länder eine gemeinsame Geschichte haben. Die Kiewer Rus ist die Wiege Russlands. Putin verlangt, dass sich die Ukraine kein eigenes Bündnis aussuchen

«Putin muss erkennen, dass es für Russland sehr gefährlich ist, sich gegen Europa und die USA zu stellen.»

darf, sondern in Russlands Einflussphäre bleiben muss. Wie würden Sie diese Art von Mentalität beschreiben?

Landsbergis: Die Mentalität von Putin ist die Mentalität eines Vergewaltigers. Er macht, was er will, und er sagt seinem Opfer: Wehre dich nicht, dann ist es weniger schmerzhaft. Er sagt, wenn die Ukraine kapituliert hätte, hätte es keinen Krieg und keine Morde gegeben. Alles, was der Ukraine jetzt widerfähre, sei also darauf zurückzuführen, dass sie ungehorsam sei und nicht kapituliere. Nach russischer Logik ist es die Ukraine, die einen Krieg will.

Weltwoche: Ihr Enkel, Gabrielius Landsbergis, der heutige litauische Aussenminister, sagte kürzlich: «Putin muss den Krieg verlieren.» Stimmen Sie dem zu?

Landsbergis: Die ganze Welt sollte sich das wünschen. Psychologisch gesehen, hatte Putin die Vorstellung, dass Europa ohne Russland hilflos sei, also erwartete er, dass Europa Russlands Forderungen und Politik gehorchen würde. Er sieht sich selbst als den Herrn, uns als seine Sklaven, die nichts anderes zu tun haben, als zu gehorchen. Wenn Putin an der Macht bleibt, wird es keinen Frieden und keine gute Zukunft geben. Nicht nur für Europa, sondern für die ganze Welt. Und für uns natürlich ganz besonders, weil wir in der ersten Reihe stehen.

Weltwoche: Dank dem Rückhalt der Nato ist Ihr Land stärker als je zuvor. Was ist für Litauen in Sachen Verteidigung entscheidend?

Landsbergis: Der wichtigste Punkt ist die starke und entschlossene Haltung unseres Bündnisses. Das Imperium im Osten kalkuliert immer, zu welchem Preis es Teile der freien Welt bekommen kann. Wenn die freie Welt geeint und stark ist, dann ist der Preis natürlich höher. Wenn die westliche Welt uneinig ist, dann verliert sie. Dank unserer Entschlossenheit verliert Putin an Stärke.

Weltwoche: Seit den Anfängen der litauischen Freiheitsbewegung in den späten 1980er Jahren hatten Sie in den USA einen engen Verbündeten. In seiner Rede 2002 bei einem Besuch in Vilnius sagte der damalige US-Präsident George W. Bush: «Jeder, der sich Litauen zum Feind macht, hat sich auch die Vereinigten Staaten von Amerika zum Feind gemacht.» Wie wichtig ist Ihr Bündnis mit Washington?

Landsbergis: Ja, das waren grosse Worte. Wir glauben an eine standfeste Haltung der Vereinigten Staaten, trotz aller Differenzen, die wir haben mögen. Die Frage ist, ob das Bündnis bereit ist, seine kleineren Freunde zu verteidigen. Zu Hitlers Zeiten hiess die Frage: «Wer ist bereit, für Danzig zu sterben? Wer ist bereit, für Polen das Leben zu opfern?»

Weltwoche: Manche Leute fragen sich heute angesichts des verlustreichen Abnutzungskrieges, ob es sich wirklich lohnt, für die Ukraine zu sterben. In Litauen hingegen erlebe ich eine ungebrochene Unterstützung für die Verteidigungsanstrengungen der Ukraine. Was steht für Sie in der Ukraine auf dem Spiel?

Landsbergis: Die Ukraine zu verteidigen, heisst, uns selbst zu verteidigen. Die Ukraine befindet sich heute an der Frontlinie. Aber eigentlich ist sie ein Teil von uns. Wenn wir in Europa die Einsicht haben, dass die Ukraine zusammen mit Europa standhalten wird, dann können wir gewinnen. Für den Aggressor ist es sehr schmerzhaft, zu begreifen, dass er nicht in der Lage ist, allen seinen Willen zu diktieren, denn er ist wahnsinnig.

Weltwoche: Das führt uns zurück zum Anfang unserer Diskussion. Es gibt prominente Stimmen, die eindringlich davor warnen, Russland in die Knie zu zwingen. Wenn Putin zurückgedrängt werde, könnte er so verzweifelt sein, dass er zu Atomwaffen greift. Spielt der Westen mit seiner massiven Unterstützung für die Ukraine nicht mit dem Feuer?

Landsbergis: Wir müssen verstehen, und vielleicht verstehen sie [die Russen] es auch, dass sie selbst mit dem Feuer spielen. Putin muss erkennen, dass es für Russland sehr gefährlich ist, sich gegen Europa und die Vereinigten Staaten zu stellen und sich China immer mehr unterzuordnen. Russland wird immer mehr zu einer Provinz oder Einflusszone Chinas.

Weltwoche: Nach neunzig Lebensjahren, geprägt von Unterdrückung, Widerstand und der Wiedergeburt Ihrer Nation, welches ist die wichtigste Botschaft, die Sie der Welt auf den Weg geben möchten?

Landsbergis: Seid Menschen.

Weltwoche: Mensch sein, was heisst das?

Landsbergis: Dass wir uns nicht gegenseitig töten, nicht misshandeln und nicht demütigen. Wir Menschen sollen uns bemühen, in Kooperation und sogar in Brüderlichkeit miteinander zu leben.

48grams - das ist revolutionäre Naturkosmetik aus Mallorca! Die Verbindung aus exklusiven Inhaltsstoffen und innovativen Engineering.

Faltenfrei dank Mikro-Hyaluron Maske
Das Geheimnis ist die Biomenbran - ein natürliches Hautstruktur-Imitat. Zusammen mit Hyaluron und Aloe entsteht der schnelle Rest- und Repair-Effekt.

www.48grams.ch

VEGAN PRODUCT, SUSTAINABLE PRODUCT, BIONIC TECHNOLOGY, TRUSTED PRODUCT

Der letzte Playboy

Das kurze und vielleicht glückliche Leben des Porfirio Rubirosa.

Michael Bahnerth

Nicht einmal zwei Jahrzehnte lang trieb eine kleine, maskuline Spezies ihre Spiele auf der Sonnenseite der Welt und verschwand dann für immer: der Playboy. Die vollendetste Version jener Männer einer privilegierten Zügellosigkeit war Porfirio Rubirosa (1909–1965).

Die Welt, so kann man sagen, hatte ihn reich beschenkt und die Schöpfung gut bestückt, und doch war er wohl in den Augen jener Männer, die neidvoll auf sein Leben voller Frauen und Ferraris, Polo und Potenz schauten, ein grösseres Glückskind als in den seinen. Im ewigen Spannungsfeld zwischen Lebenslust und Lebensverlust, in jenen Bereichen, in denen die Möglichkeit des Sterbens das Leben über sich hinauswachsen lässt, suchte und verlor Rubirosa sich selbst.

Spielen wie ein Raubtier

Für einen Playboy ist es ein Ding der Unmöglichkeit, ausserhalb der existenziellen Grenzbereiche ein Gefühl von Leben zu erleben. Nur im Überfluss des Reizvollen findet er für kurze Momente seine Erlösung, in allem andern die Langeweile.

Playboys sind keine Philosophen; sie folgen ihrem Trieb, sie hinterfragen ihn nicht, und für einige Zeit geht das gut, ihre Beute wird immer fetter, die Gefahren, in die sie sich begeben, immer grösser, aber irgendwann ist die grösste Beute erlegt und die grösste Gefahr durchlebt, und dann steht er vor dem existenziellen Nichts. Playboys sind die traurigsten Glückskinder der Welt.

Die Liste der Frauen, die Rubirosa nicht widerstehen konnten, ist lang; Ava Gardner, Zsa Zsa Gabor, Evita Perón, Barbara Hutton, Doris Duke und so weiter. All jene schönen oder reichen Frauen waren gerne seine Beute, obwohl sie vom ersten Moment an wussten, dass er sie wieder verlassen würde, nachdem er mit ihnen gespielt hat wie ein Raubtier mit seiner Beute. Sie waren bereit, ihm alles zu geben: Liebe, Flugzeuge, Häuser, ihren Stolz. Im Gegenzug erhielten sie ungezügelter Leidenschaft, einen Mann, der Frauen liebte,



Momente der Erlösung im Überfluss des Reizvollen: Diplomat Rubirosa, 1954.

und wohl den besten Sex ihres Lebens. Es gibt mehr Gerüchte über Rubirosas Manneskraft, als ein Ferrari Pferdestärken besitzt. In Paris

Playboys sind keine Philosophen. Sie folgen ihrem Trieb, hinterfragen ihn nicht, und für einige Zeit geht das gut.

nannten sie die phallischen Peugeot-Pfeffermühlen «Rubirosa», aber seine Liebeskunst bestand vielmehr in der Grösse seines unstillbaren Verlangens nach Lust und Erlösung, das war die Wucht seines Gemächts.

Rubirosa war fünfmal verheiratet, überlebte zwei Flugzeugabstürze, einen Halswirbelbruch beim Polospiel, er wurde dreimal angeschossen, er überlebte den Zorn seines Schwiegervaters,

des dominikanischen Diktators Rafael Trujillo, dessen Tochter er geheiratet und bald betrogen hatte. Er schien zwar verwundbar, aber nicht wirklich sterblich. Dann verliess ihn die Kraft, Porfirio Rubirosa sein zu können, und sein Jagen wurde zur Erinnerung. Er spielte nicht mehr selbst, er liess jetzt spielen und schaute zu.

Am 5. Juli 1965 starb der letzte Playboy der Welt in der Pariser Morgendämmerung in seinem Ferrari 250GT, nach einer letzten Zeche im Nachtclub «Jimmy's». Er hatte den Sieg seines Poloteams gefeiert, auch lange nachdem alle gegangen waren, das Team, seine Frau; er sass da und trank Champagner, und dann fuhr er zum letzten Mal mit jener überhöhten Geschwindigkeit, mit der er durchs Leben gegangen war. Und erwischte eine Kurve nicht.

Wie sozial sind Linke?

Auf dem Papier: Sehr. In der Praxis mangelt's allerdings an allen Ecken und Enden.



Neulich diskutierte ich mit anderen Frauen in einem sogenannten Twitter-Space über die Frage, warum das weibliche Geschlecht häufiger politisch links denkt als das männliche. Das liege daran, so die einhellige Antwort der anderen, dass Frauen meist sozialer eingestellt seien als Männer.

Links gleich sozial. Diese Behauptung hält sich so hartnäckig wie die völlige Ausblendung aller negativen Begleiterscheinungen sozialistischer Systeme in der Realität. Natürlich sind die Frauen, die das sagten, selbst überwiegend links eingestellt. Und selbstverständlich stellen wirtschaftsliberale Frauen wie ich in diesem Weltbild eine asoziale Abnormität dar. Wir Anhänger des Kapitalismus gelten als kaltherzige Individualisten, denen der eigene persönliche Vorteil und die Akkumulation von Vermögen wichtiger sind als das Gemeinwohl.

Nun ist es nach etlichen Versuchen, den real existierenden Sozialismus zu einem erfolgreichen Gesellschaftsmodell zu machen, müssig, immer wieder erklären zu müssen, warum linke Politik in der Praxis mit ziemlicher Sicherheit immer zum genauen Gegenteil dessen führt, was angeblich einmal intendiert war. «Wenn Sozialisten Ahnung von Wirtschaft hätten, wären sie keine Sozialisten», stellte der berühmte Ökonom, Wirtschaftsnobelpreisträger und Vater des Neoliberalismus, Friedrich August Hayek, fest. Insofern erspare ich Ihnen die Abhandlung aller Vorteile der freien Marktwirtschaft und konzentriere mich auf den ideellen Faktor.

Wer einmal Linke abseits von Twitter in freier Wildbahn erlebt hat, weiss, dass das Streben nach «sozialer Gerechtigkeit» eine sehr selek-

tive Angelegenheit ist, die zuvorderst in jenen Bereichen gefordert wird, für die man nicht unmittelbar selbst aufkommen muss. Tatsächlich habe ich selten in meinem Leben Menschen erlebt, die knauseriger sind und sich zugleich dreister bei anderen durchschnorren als Linke. Linke geben kein grosszügiges Trinkgeld, und sie sind stets die Ersten, wenn es irgendwo

Grosszügigkeit mit anderen existiert nur dort, wo es nicht um die Verteilung des eigenen Geldes geht.

etwas umsonst gibt. Egal, ob es sich um den vermögenden Salonkommunisten oder den armen Künstler handelt. Für die einfache Kellnerin hat man abseits des Seminars über Geschlechtergerechtigkeit so wenig übrig wie für den Arbeiter, der morgens auf der Strasse von den Klima-Apokalyptikern an der Weiterfahrt zu seinem Arbeitsplatz gehindert wird.

Grosszügigkeit mit anderen existiert nur dort, wo es nicht um die Verteilung des eigenen Geldes geht, und auch die Umverteilung ist vor allem in jenen Bereichen gerne gesehen, wo sie zum eigenen Vorteil gereicht. Der Linke ist nicht altruistischer als der Rechte. Er hat es lediglich verstanden, seine Egozentrik besser zu tarnen. Deshalb liebt er auch den Staat so sehr. Er ist sein Mittelsmann und lenkt den Blick auf das «grosse Ganze», weg von der direkten Verantwortung des Einzelnen.

Müssten Linke unmittelbar selbst für die Migranten aufkommen, deren Aufnahme sie

in Deutschland so grosszügig fordern, hätten wir morgen einen funktionierenden Grenzschutz. Das soziale Engagement endet dort, wo die eigene finanzielle Verantwortung beginnt. Ist der Linke also wirklich sozialer als der Rechte, oder schwingt er nur deshalb grössere Sonntagsreden, weil er am Ende nicht derjenige ist, der für die Party aufkommen muss?

Wirtschaftsliberale und Konservative sind nicht weniger gesellschaftlich orientiert und sozial eingestellt als Linke. Wir unterscheiden uns weder bezüglich unseres durchschnittlichen Verantwortungsgefühls für die Gesellschaft noch in Sachen Mitgefühl mit anderen. Die meisten Menschen, unabhängig ihrer politischen Couleur, wünschen sich Gerechtigkeit für alle. Der Unterschied liegt also nicht in einem etwaigen «sozialen Gen», sondern in der Frage, wie man Gerechtigkeit definiert und am ehesten erreicht.

Hier gilt: Entscheidend ist nicht die Intention, sondern, um es mit alt Kanzler Helmut Kohl zu sagen, «was hinten rauskommt». Links hat in der Praxis nie zu mehr Gerechtigkeit geführt. Weder zu finanzieller Gerechtigkeit noch zu irgendeiner anderen Form von Gerechtigkeit, sondern immer zu Verelendung, Mangel, Gewalt und Zwang. Der Linke ist kein Robin Hood und auch kein Sankt Martin. Robin Hood nahm das Geld der Obrigkeit und gab es den rechtmässigen Besitzern zurück, und Sankt Martin teilte seinen eigenen Mantel und nicht den eines «Reichen». Es wird Zeit, dies klarzustellen.

Für immer jung

Alt werden, ohne alt zu sein: Forscher drehen die biologische Uhr zurück, auch in der Schweiz. Erste Resultate der neuen Jungbrunnen-Wissenschaft sind vielversprechend.

Pierre Heumann

Es klingt nach Science-Fiction, ist aber Realität: Forscher haben nachgewiesen, dass der Alterungsprozess überlistet und hinausgezögert werden kann. Älter werden sei ein «reversibler Prozess», sagt David Sinclair, eine Koryphäe der Altersforschung. Der Ko-Direktor des Paul F. Glenn Center for Biology of Aging Research an der Harvard Medical School hat mehrfach nachgewiesen, zuletzt im Januar, dass ein Jungbrunnen kein Hirngespinnst ist. Der Harvard-Professor für Genetik – ein Rockstar in Sachen Langlebigkeit – vermutet, dass jemand, der heute lebt, der erste Mensch sein wird, der seinen 150. Geburtstag feiert.

Optimistisch ist auch Rob Konrad Maciejewski, Mitbegründer und CEO von Biolytica in Zug: «Wer heute zwischen dreissig- und vierzigjährig ist, hat eine Lebenserwartung von über hundert Jahren», sagt er im Gespräch mit der *Weltwoche*.

Moderner Methusalem

Maciejewskis Firma hat eine Datenplattform entwickelt, die präventiv orientierte Kliniken, Ärzte oder Gesundheitscoachs nutzen können. Die Plattform ermöglicht es, Gesundheitsdaten aus verschiedenen Quellen wie Genetik, Wearables oder Ernährungsgewohnheiten zu aggregieren, visualisieren und analysieren. So entstehe ein besseres Verständnis über die Vorgänge im Körper, das die Grundlage für Prävention von Krankheiten und zur Optimierung der Gesundheitsspanne liefere, sagt Maciejewski und deklariert ein ehrgeiziges Ziel: dass 75-Jährige eine Lebensqualität wie Fünfzigjährige haben, ohne chronische Krankheiten wie Diabetes, Parkinson, Demenz oder Krebs.

In der Schweiz gebe es zahlreiche unternehmerische Initiativen für die Langlebigkeit, sagt Maciejewski: «Geplant ist ein Campus für diese Forschung in Basel oder in Zug.»

Auf dem Gebiet der Anti-Aging-Forschung ist auch Amazentis aktiv, ein Start-up aus der Westschweiz, das mit dem Centre hospitalier universitaire vaudois und mit Nestlé Health Science kooperiert. Das 2007 von ETHL-For-

schern gegründete Unternehmen will dem Muskelschwund im Alter entgegenwirken und hat dazu Nahrungsergänzungsmittel entwickelt. Erste Studien am Menschen zeigen, dass damit die Gesundheit der Muskelzellen verbessert werden kann.

Dem modernen Methusalem sind auch ETH-Forscher auf der Spur: Zusammen mit Kollegen der University of Liverpool und der Harvard Medical School haben sie nachgewiesen, dass Rilmenidin, ein Mittel gegen hohen Blut-

«Wir sind längst über das Stadium der Hoffnung und Versprechen hinaus.»

druck, umfunktioniert werden kann, um die individuelle Lebensdauer zu verlängern. Tiere, die mit Rilmenidin behandelt wurden, würden etwa 20 Prozent länger leben als die Kontrollgruppe. Für seine Forschung erhält Collin Ewald (ETHZ), der die Swiss Society for Aging Research gegründet hat, vom Schweizerischen Nationalfonds während sechs Jahren Fördergelder im Umfang von 2,6 Millionen Franken.

Big Pharma ist bei der Forschung gegen das Altern bisher zwar nicht gross eingestiegen. Sie verdiene an jenen Geld, die früh krank würden und dann ein Leben lang auf Medikamente angewiesen seien, sagt Maciejewski, dessen Start-

up weltweit fünfzig Angestellte hat, vier davon in Zug.

Aber mit dabei sind Forscher von Roche: Sie konzentrieren sich «auf die Verlängerung der Gesundheitsspanne – und nicht auf die Verlängerung der Lebensspanne», erklärt Henri Jasper, Principal Fellow, Immunologieforscher bei der Roche-Tochter Genentech. Das sei das «bei weitem wichtigere Ziel der Alternforschung und der Wissenschaft der regenerativen Medizin». Die letzten Jahre und Jahrzehnte des Lebens als gesund zu verbringen, sei für viele Menschen der grösste Wunsch.

Roche und Genentech stehen laut Jasper an der Spitze der Alternforschung. Konkret nennt er die Suche nach Regeneration von Zellfunktionen in Geweben und Organen sowie die Korrektur von Prozessen, die bei altersbedingten, entzündlichen oder chronischen Erkrankungen gestört sind. Eine Vielzahl altersbedingter Krankheiten könnte davon profitieren – zum Beispiel die Umkehrung der Degeneration bei Alzheimer oder die Wiederherstellung der Lungenfunktion bei fortschreitenden Krankheiten wie idiopathischer Lungenfibrose.

«Wir sind längst über das Stadium der Hoffnung und Versprechen hinaus», sagt Nir Barzilai, der das Institut für Altersforschung am New Yorker Albert Einstein College of Medicine leitet. «Wir können dem Tod zwar immer noch nicht entfliehen, aber wir haben gelernt, ihm zuvorzukommen», davon ist der israelisch-amerikanische Mediziner überzeugt, der sich seit dreissig Jahren mit der Anti-Aging-Wissenschaft beschäftigt.

Hirn verjüngen, Muskeln aufbauen

Auf der Suche nach dem Lebensbrunnen gibt es weltweit bereits vielversprechende Resultate. So hat ein britisch-italienisches Forscherteam bei Hundertjährigen ein Anti-Aging-Gen gefunden, welches das biologische Alter des Herzens nachweislich um zehn Jahre zurückdrehen kann. In einer Petrischale liessen sich verwelkte Hautzellen eines 101-Jährigen



„Und wenn Sie mal eine Pause machen: Motor laufen lassen und Teebeutel davor halten.“

zurückverwandeln, so dass sie sich verhalten, als wären sie nie gealtert. In einem Labor in Boston konnte man alten, blinden Mäusen nicht nur ihre Sehfähigkeit zurückgeben, sondern auch das Hirn verjüngen und die Muskelkraft neu aufbauen.

Dass die Verlängerung des Lebens kein Luftschloss ist, zeigt ein Blick auf die Statistik: Von 1900 bis 2020 hat sich die Lebenserwartung mehr als verdoppelt und beträgt heute 73,4 Jahre. Die Kosten dieser Verlängerung sind indessen beachtlich, und zwar in Form chronischer und degenerativer Krankheiten – Alzheimer, Krebs oder Diabetes, um nur einige zu nennen.

Kosten des Alterns

Macht es da noch Sinn und lässt es sich ethisch rechtfertigen, das Leben um jeden Preis zu verlängern? Auf jeden Fall, sagt Andrew Steele, der nach seinem Physikstudium an der Universität Oxford beschloss, dass das Altern die wichtigste wissenschaftliche Herausforderung unserer Zeit sei und auf Computerbiologie umsattelte. Der Kampf gegen das Altern, sagt er, solle menschliches Leiden im letzten Lebensabschnitt verringern, Krankheiten, Gebrechlichkeit und kognitiven Zerfall verhindern sowie die Gesundheit, Würde und Unabhängigkeit der Menschen im Alter erhalten: «Jeder moralische Einwand gegen die Behandlung des Alterns», so Steele, «müsste schwerwiegender sein als diese enorme Belastung durch Leiden und Tod und die hohen wirtschaftlichen Kosten des Alterns, um wirklich entscheidend zu sein.»

Inzwischen lassen Investoren Milliarden springen, um dem alten Traum von der Verjüngung näherzukommen. Die Anti-Aging-Branche wird bis 2025 einen Wert von 610 Milliarden Dollar haben, erwarten Experten und sprechen von einer «Boom-Branche». Ein ökonomisches Interesse daran hat zum Beispiel die Versicherungswirtschaft. Sie hofft, mit Hilfe der Anti-Aging-Resultate Krankheiten

Investoren lassen Milliarden springen, um dem Traum von der Verjüngung näherzukommen.

vermeiden zu können. Die saudische Königsfamilie will gegen die im Wüstenreich verbreitete Diabetes vorgehen. Sie hat mit einer Milliarde Dollar die Hevolution Foundation gegründet, die nach Möglichkeiten zur Verlängerung der Lebenserwartung bei guter Gesundheit forschen wird.

Eine landesweite Datenbank soll entstehen, um die erste individualisierte genetische Karte der saudischen Gesellschaft zu dokumentieren. Westliche Kritiker stossen sich allerdings an der



Moleküle für die Langlebigkeit.

Pflicht, persönliche genetische Angaben einzuspeisen. Weniger umstritten, aber ebenso ambitiös sind die Forscher der Methusalem-Stiftung aus Virginia. Sie haben es sich zum Ziel gesetzt, in sieben Jahren die «neunzig zu den neuen fünfzig zu machen». Das wollen sie mit Gewebezüchtung und der regenerativen Medizin erreichen.

An der Forschung gegen das Altern beteiligen sich auch prominente Silicon-Valley-Unternehmer, zum Beispiel Paypal-Mitbegründer Peter Thiel und Larry Ellison von Oracle, die Google-Gründer Sergey Brin und Larry Page oder Amazon-Gründer Jeff Bezos.

Und David Sinclair, der Pionier der Altersforschung, macht keinen Hehl aus seiner Mission, das Altern, auch sein eigenes, zu verhindern oder zumindest zu verzögern. Er hat mehr als ein Dutzend Unternehmen gegründet und in sie investiert, um Technologien und Moleküle für die Langlebigkeit zu finden.

Mitunter sorgen Langlebigkeits-Freaks für Schlagzeilen. Zum Beispiel Bryan Johnson, ein 45 Jahre alter Biotechunternehmer aus Utah. Er habe sein «biologisches Alter um mindestens fünf Jahre reduziert», gab er dem Wirtschaftsmedium Bloomberg zu Protokoll. Er habe jetzt das Herz eines 37-Jährigen und die Lungen eines jungen Menschen. Diese Verjüngungskur lässt er sich allerhand kosten. Er habe dafür rund zwei Millionen Dollar pro Jahr

investiert, habe ein Team von «Verjüngungsdoktoren» und mehr als dreissig Gesundheitsexperten angestellt. Der Erfolg sei sichtbar: Er habe mittlerweile die Haut eines 28-Jährigen.

Medikamente im Selbstversuch

Der Kampf gegen das Altern muss nicht unbedingt teuer sein. Nir Barzilai plant eine grossangelegte Studie, um zu testen, ob ein billiges Diabetesgenerikum, Metformin, die Lebenserwartung um Jahre verlängern kann. Pharma-Multis, sagt er, seien bei der Altersforschung in der Regel zwar zurückhaltend, zumal es sich bei Anti-Aging-Substanzen oft um Präparate handle, bei denen der Patentschutz abgelaufen sei.

Sollten die Behörden das Nachahmerprodukt für die neue Indikation aber zulassen, würden auch Pharmafirmen und arrivierte Biotech-Unternehmen ins Geschäft mit der Langlebigkeit einsteigen, meint Barzilai. Der studierte Mediziner will jedoch nicht warten, bis die ersten Präparate für Indikationen gegen das Altern zugelassen sind. Er verschreibt sich deshalb als Selbstversuch Medikamente, die ihn jung halten sollen.

Auf die Frage nach einem Geheimtipp sagt er: «Informieren Sie sich bei Ihrem Hausarzt.» Und dämpft dann gleich die Erwartungen: «Die sind allerdings meistens sehr konservativ.»

Unsere Mission ist heilig

Kriegspropaganda folgt einfachen Prinzipien.
Sie wirken im 21. Jahrhundert wie eh und je.

Alexander Grau

Meinungsfreiheit, eine kritische Öffentlichkeit und die Medien als vierte Gewalt, die Regierende und Machthabende kontrolliert, gelten im Westen zu Recht als historische Errungenschaften. Entsprechend stolz ist man auf seine unabhängigen Medien, die kritische Presse und die freie Berichterstattung. Sie garantieren differenzierte und sachliche Informationen. Nie wieder sollte nach den Katastrophen des 20. Jahrhunderts eine Bevölkerung Opfer staatlicher Propaganda werden.

Kritische Distanz? Fehlanzeige

Und tatsächlich garantierten die westlichen Medien über Jahrzehnte verlässliche Informationen und Meinungsvielfalt. Doch ungefähr ab der Jahrtausendwende begann sich in den hiesigen Medien ein bekennender Haltungsjournalismus breitzumachen, dem es nicht mehr um neutrale oder kritische Berichterstattung geht, sondern um Politpädagogik. Entsprechend wurde die Berichterstattung immer belehrender und homogener, insbesondere bei Reizthemen wie Migration, Klima oder Corona. Unabhängige Berichterstattung, kritische Distanz? Fehlanzeige.

Eine bisher unerreichte Dimension hat der alltägliche mediale Konformismus jedoch in der Folge des Ukraine-Krieges erreicht. Ab dem

ersten Tag des russischen Überfalls überbot man sich in wüsten Anklagen Russlands, in Beschuldigungen und Verurteilungen. Zugleich erstrahlte die Ukraine, bis dahin ein Staatswesen von eher zweifelhafter Reputation, als heroische Verteidigerin westlicher Werte, von Freiheit, Frieden und Demokratie.

Diese Reaktionen waren zunächst verständlich. Russland hatte die Ukraine überfallen. Ein Vorgang, den im Europa des 21. Jahrhunderts kaum jemand für möglich gehalten hatte. Und die Brutalität, mit der die Russen voringen, war tatsächlich schockierend.

Angesichts der Vorgeschichte des Konflikts und der komplizierten geopolitischen Lage verwunderte jedoch bald die Bereitwilligkeit, mit

Eine bisher unerreichte Dimension hat der mediale Konformismus beim Ukraine-Krieg erreicht.

der sich westliche Medien zu einem Sprachrohr Kiews machten. Man wurde selbst Kriegspartei. Für einen Grossteil der westlichen Medienvertreter wehrte sich hier nicht die Ukraine gegen eine russische Aggression, vielmehr stilisierte man den Krieg zu einem Kampf des freien Westens gegen eine finstere Macht des Bösen. Man fühlte sich an Ronald Reagans «evil empire» erinnert.

Entlarvend war dabei vor allem das Arsenal an Phrasen und Anschuldigungen, dessen man sich umgehend bediente und das aus der Geschichte vergangener Konflikte nur allzu bekannt ist. Der Erste, der diese Ansammlung an standardisierten Schlagwörtern und ritualisierten Rechtfertigungen gesammelt und analysiert hat, war Baron Arthur Ponsonby (1871–1946). Er stammte aus einer der bedeutendsten Familien Grossbritanniens. Sein Vater war Privatsekretär von Queen Victoria.

Aus Protest gegen den Kriegseintritt Grossbritanniens 1914 gründete Ponsonby die Union of Democratic Control, die sich als Kontrollinstanz der britischen Aussenpolitik verstand und während des Krieges zahlreiche Pamphlete

veröffentlichte, die sich kritisch mit der offiziellen Propaganda auseinandersetzten. 1928 veröffentlichte Ponsonby sein Hauptwerk «Falsehood in Wartime», in dem er zehn Grundsätze der Kriegspropaganda herausarbeitete:

- 1 — Wir wollen keinen Krieg.
- 2 — Das feindliche Lager trägt allein die Schuld am Krieg.
- 3 — Der Feind hat dämonische Züge.
- 4 — Wir kämpfen für die gute Sache und nicht für eigennützige Ziele.
- 5 — Der Feind begeht mit Absicht Grausamkeiten. Wenn uns Fehler unterlaufen, dann nur versehentlich.
- 6 — Der Feind verwendet unerlaubte Waffen.
- 7 — Unsere Verluste sind gering, die des Gegners aber enorm.
- 8 — Unsere Sache wird von Künstlern und Intellektuellen unterstützt.
- 9 — Unsere Mission ist heilig.
- 10 — Wer unsere Berichterstattung in Zweifel zieht, ist ein Verräter.

Aggression des Gegners

Im Jahr 2001 überprüfte die belgische Historikerin Anne Morelli die von Ponsonby herausgearbeiteten Mechanismen auf ihre Gültigkeit für unsere Gegenwart – sie dachte dabei vor allem an den Bosnienkrieg und den ersten Irakkrieg. Ihr Buch «Die Prinzipien der Kriegspropaganda» erschien 2004 auf Deutsch und wurde 2014 neu aufgelegt. Wie nicht anders zu erwarten war, kommt sie darin zu dem Ergebnis, dass auch wir Menschen des 21. Jahrhunderts keinen Deut besser gegen Propaganda gefeit sind als frühere Generationen.

Mit prognostischer Schärfe schreibt sie: «Selbst wenn wir es nicht gerne hören: Auch den nächsten Krieg wird man uns ohne jeden Zweifel als Aggression des Gegners verkaufen, als Kampf zwischen Gut und Böse schmackhaft machen, den Führer des feindlichen Lagers als teuflische Fratze verunglimpfen.»

Anne Morelli: Die Prinzipien der Kriegspropaganda. Zu Klampen. 156 S., Fr. 21.90



„Und dann wollte ich dem Kunden eine linke Tour verkaufen...“

Schläge vom Kerl im Frauenkleid

Die amerikanische Schwimmerin Riley Gaines kämpft für sportliche Fairness. Dafür kassiert sie Prügel von Transfrauen.

Thomas Renggli

Riley Gaines ist eine talentierte Schwimmerin. Auf College-Stufe hat die 23-jährige Amerikanerin für die University of Kentucky schon diverse Titel gewonnen. Doch nicht ihr sportliches Palmarès macht die Studentin derzeit zu einer der meistbeachteten Sportlerinnen der USA. Gaines ist eine der wenigen Frauen, die in einer delikaten Diskussion die sportliche Fairness über Inklusion und Zeitgeist stellt und klar sagt: «Transfrauen haben im Frauensport nichts zu suchen. Wer als Mann geboren wurde, hat immer einen physischen Vorteil.» Gaines weiss, wovon sie spricht. In einem Wettkampf war sie gegen die Transgender-Schwimmerin Lia Thomas angetreten – und hatte nicht den Hauch einer Chance.

Ihre Haltung vertrat sie vergangene Woche an der San Francisco State University. Dass sie damit das Unverständnis der LGBTQ-Community auf sich ziehen würde, war für Gaines keine Überraschung. Was aber dann nach ihrem Auftritt geschah, überstieg ihre grössten Befürchtungen.

Was tut die Polizei?

Gemäss Einschätzung von Beobachtern habe die Schwimmerin eine «sehr neutrale und respektvolle» Rede gehalten. Danach folgte eine Diskussion im Plenum. Plötzlich sei im Saal das

«Wer eine männliche Pubertät durchgemacht hat, besitzt Vorteile in vieler Hinsicht.»

Licht ausgegangen – und Gaines von Demonstranten körperlich angegriffen worden. Gegenüber diversen Medien sagte Gaines später, dass die Angreifende eine «Transgender-Frau» gewesen sei. Gaines' Freund gab zu Protokoll: «Die Schläge kamen von einem Kerl in einem Frauenkleid.» Aus Angst um ihre Gesundheit verbarrikadierte sich Gaines danach in einem Raum der Universität und wartete drei Stunden, bis sich die Situation beruhigt hatte und sie das Gelände verlassen konnte. Nun will sie gegen die Universität auf dem Rechtsweg vorgehen.



«Entwürdigend, enttäuschend und falsch»: Sportlerin Gaines.

Auch der Polizei stellt sie kein gutes Zeugnis aus. Diese habe sich sehr passiv verhalten – vermutlich aus Angst, dem Vorwurf des Rassismus und der Transphobie ausgesetzt zu werden.

Die Geschichte mag sich ganz im Westen der Vereinigten Staaten abgespielt haben. Sie betrifft aber ein Thema, das im weltweiten Sport (und in der globalen Gesellschaft) immer kontroverser diskutiert wird: Wann endet die sportliche Fairness? Wo beginnt die Ausgrenzung? In gewissen Sportarten – beispielsweise im Rugby – zieht man allein aus Sicherheitsgründen eine klare Linie und zeigt Transfrauen die rote Karte. Eine klare Position bezog unlängst auch der Internationale Leichtathletikverband und schloss Transfrauen von der Frauenkategorie aus. Verbandspräsident Sebastian Coe sagt: «Die Chancengleichheit ist über die Inklusion zu stellen.» Sukkurs erhält der Engländer von Sportmedizinern. Stellvertretend sagt der langjährige Schweizer Olympiameister Bernhard Segesser: «Wer eine männliche Pubertät durchgemacht hat, besitzt Vorteile in vieler Hinsicht: betreffend Lungenvolumen, Herzgrösse, Blutkreislauf, Muskelmasse und Knochenbau.»

Kritik an dieser Einschätzung kommt nicht zuletzt aus Kreisen von Menschenrechtlern und

-rechtlerinnen. Die menschliche Würde sei in jedem Fall über sportliches Interesse zu stellen, heisst es aus diesen Kreisen. Für nicht wenige führt dies aber den Wettkampfsport und die Chancengleichheit ad absurdum. So gab die US-Schwimmbeauftragte Cynthia Millen aus Protest ihren Rücktritt. In ihrer Erklärung für diesen Schritt schrieb sie, dass sie keinen Sport unterstützen könne, der es «biologischen Männern erlaubt, gegen Frauen anzutreten».

Mann als «Frau des Jahres»

Diese Meinung vertritt Riley Gaines mit Vehemenz und Zivilcourage. Als die Universität von Pennsylvania Lia Thomas für den Titel «Frau des Jahres 2022» nominierte, sagte Gaines: «Das ist blanker Hohn. Diese Nomination macht mich fassungslos – für uns Schwimmerinnen ist dies wie ein Schlag ins Gesicht.» Sie habe ihr ganzes Leben dem Sport untergeordnet, und nun verkomme ihre grosse Leidenschaft zu etwas, «worüber sich alle lustig machen». Was im Frauensport passiere, sei einfach nur «entwürdigend, enttäuschend und falsch», so Gaines weiter. Es gebe unzählige Frauen, die 90 Prozent ihres Lebens im Schwimmbekken verbracht hätten und hart für ihren Erfolg trainierten.

Teddybären und Einbürgerungsurkunden

Wladimir Putin soll wegen der Verschleppung von Kindern vors internationale Strafgericht. Doch was unterscheidet eine Deportation von einer Evakuierung?

Wolfgang Koydl

Gemessen an der Schwere des Vorwurfs ist die Beweislage eher dünn: Russland soll seit Beginn des Ukraine-Krieges Tausende, nach anderen Angaben Zehn- oder sogar Hunderttausende von Kindern – vom Kleinkind bis zum Teenager – verschleppt haben. Sie würden schlecht behandelt, einige sogar einer regelrechten Gehirnwäsche unterzogen, um sie gegen ihr Geburtsland einzunehmen.

Belegt werden diese Vorwürfe hauptsächlich durch Aussagen von Eltern und Kindern. Erhoben wurden sie von den Vereinten Nationen, Amnesty International, aber auch von Medien wie dem britischen *Observer* oder dem arabischen Sender Al-Dschasira. Die USA steuerten Satellitenaufnahmen bei, mit deren Hilfe die Bewohner von 43 angeblichen Umerziehungslagern auf dem Gebiet der Russischen Föderation gezählt werden können. Das ukrainische Ministerium für die besetzten Gebiete hat insgesamt 19 514 entführte Kinder registriert; die höchsten der genannten Zahlen gehen bis zu 300 000.

Waisenhäuser in Kampfzonen

Wie aussagekräftig Zeugenaussagen sind, weiss jeder Polizist, der einen Unfall aufnimmt. Dennoch schien das Beweismaterial erdrückend genug für den Internationalen Strafgerichtshof (ICC) in Den Haag gewesen zu sein. Er erliess Haftbefehle gegen Kremlchef Wladimir Putin und die Kinderrechtsbeauftragte Maria Lwowa-Belowa. Es gebe «hinreichende Gründe zu der Annahme», dass sie strafrechtliche Verantwortung für das «Kriegsverbrechen der rechtswidrigen Deportation von Bevölkerung (Kinder) oder dem rechtswidrigen Transfer von Bevölkerung (Kinder) aus besetzten Gebieten der Ukraine» trügen.

Der ICC hätte sich die Mühe der Beweisaufnahme sparen können. Die beiden Beschuldigten geben die Taten zu, ja sie sind sogar stolz. Putin dankte Lwowa-Belowa für ihre guten Werke und belobigte sie, dass sie selber einen Fünfzehnjährigen aus der Hafenstadt Mariupol adoptiert habe. Regelmässig werden



«Operation Peter Pan»: Kubanische Kinder werden nach Amerika gebracht, 1960.

im Staatsfernsehen glückliche ukrainische Kinder gezeigt, denen Offizielle teils Teddybären, teils Einbürgerungsurkunden in die Hand drücken. Russland rechtfertigt sein Vorgehen mit dem Schutz der Kinder. Bei ihnen handle es sich überwiegend um Waisen. Ihre Eltern seien bei Kriegshandlungen ums Leben gekommen oder würden vermisst. Ausserdem seien Waisenhäuser in Kampfzonen evakuiert worden. Der Schutz des Lebens habe Priorität.

Die Gegenseite zeichnet ein anderes Bild. Demnach seien in vielen Fällen die Eltern noch am Leben. Sie hätten allerdings oft keine Kenntnis, in welchem Teil des grossen russischen Territoriums sich ihre Kinder aufhielten. Russische Behörden würden jegliche Kontaktaufnahme

nach Kräften behindern. Zudem gibt es Berichte, wonach ukrainische Kinder angeschrien und beschimpft sowie gezwungen würden, schmutzige Kleidung zu tragen.

Die Realität ist, wie meist, nicht eindeutig schwarz oder weiss. Dazu muss man eine ukrainische Besonderheit kennen. Schon vor der Invasion waren 90 Prozent aller Kinder in ukrainischen Waisenhäusern nicht elternlos. Ihre Väter und Mütter hatten sie aus einer Vielzahl von Gründen in staatliche Obhut gegeben – sie waren drogenabhängig, zu arm oder fühlten sich anderweitig unfähig, ihre erzieherischen Aufgaben zu erfüllen.

Es ist unbekannt, wie viele dieser Eltern ihre Söhne und Töchter überhaupt aus russischen Händen zurückholen wollen. Selbst die Kiewer Hilfsorganisation Save Ukraine unterstützt nach eigenen Angaben nur jene Eltern, «die daran Interesse haben». Die Nachrichtenagentur AP berichtete über den Fall der sechsfachen Mutter Olga Lopatkina, deren Kinder aus Mariupol auf die Krim gebracht worden waren. Als ihr Ältester, Timofej, sie endlich telefonisch erreichte, hatten sie und ihr Partner das Land verlassen.

Viele dieser «Kinder des Staates» wurden von ihren Eltern auch deshalb aufgegeben, weil sie unter psychischen oder körperlichen Krankheiten leiden. Deshalb rät etwa das Zentrum Ruslan, der schweizerische Förderverein für Adoptionshilfe und Wohltätigkeit, adoptionswilligen Eltern, in der Ukraine auf einem gesunden Kind oder einem Kind «mit therapierbaren bzw. operierbaren Beeinträchtigungen» zu beharren.

Was zur nächsten ukrainischen Besonderheit führt: dem Adoptionsgeschäft. Wohl kein anderer europäischer Staat macht es Ausländern so leicht, ein Kind zu adoptieren. Und in kaum einem anderen europäischen Staat ist die Auswahl an Kindern so gross: Jedes adoptionswillige Paar kann im Schnitt unter acht Jungen oder Mädchen auswählen. Westliche Anwaltskanzleien sind mit eigenen Büros vertreten – auch im Krieg. Auf Websites preisen sie die «vielfältigen Vorteile». So gebe es bei potenziellen

Eltern kein Höchstalter, ihr vorgeschriebenes Mindesteinkommen sei mit 700 Euro im Monat sehr niedrig, die ukrainischen Behörden stünden Adoptionen «aufgeschlossen» gegenüber und versuchten «keine ideologische Agenda durchzusetzen».

Sorgen wegen der Jugendbehörden daheim in der Schweiz oder Deutschland müsse man sich nicht machen. Die «Feststellung zur Adoptions-eignung» werde «ausschliesslich» von ukrainischen Behörden durchgeführt. Denen kann man notfalls mit Schmiergeld nachhelfen. Darauf wies schon vor Jahren Svitlana Chartschenko von der «Allianz Ukraine ohne Waisen» hin. Nicht zufällig ist die Ukraine eines der korruptesten Länder der Welt.

Nach Ausbruch des Krieges setzten sich auch westliche Regierungen für die erleichterte Adoption ukrainischer Kinder ein. So unterstützt das Berliner Familienministerium mit einer Melde- und Koordinationsstelle Länder und Kommunen bei der Unterbringung von Waisenkindern aus dem Kriegsland. Ähnliche Massnahmen gibt es anderswo in der Europäischen Union.

Typisch ist die herzerreissende Geschichte, die die Zeitschrift *Stern* im März letzten Jahres veröffentlichte. Es ging um ein Waisenhaus in der Stadt Kropywnyzkyj, deren Bewohner sich

vor russischer Artillerie in einen Keller flüchteten. «Was wird mit ihnen geschehen», rang die Redaktion die Hände – und gab Entwarnung: «Der Plan ist, dass die Kinder nach Lwiw gebracht werden sollen. [...] Von dort will man sie über die polnische Grenze bringen und von dort mit Bussen nach Hamburg. Es handelt sich um rund 70 Kinder, viele davon unter zwei Jahren.» Mit anderen Worten: Schutzlose Kinder wurden aus der Schusslinie gebracht.

«Operation Babylift»

Wie unterscheidet sich das vom «rechtswidrigen Transfer»? Wie passt das zur Völkermordkonvention von 1948? Sie hält fest: «Kriegskinder in einem fremden Staat und einer fremden Kultur aufzuziehen, kann ein Akt des Völkermordes sein, wenn beabsichtigt ist, ihre nationale Identität auszulöschen.» Hängt das nicht davon ab, wie lange die Kinder in Hamburg bleiben werden – wenn der Krieg andauert? Sollen sie nicht integriert werden?

Die USA jedenfalls hatten keine Bedenken, als sie Kinder aus Kuba und Vietnam evakuierten. Nach Fidel Castros Revolution Anfang der sechziger Jahre und dem Sieg der Vietcong 1975 sollten sie vor dem Kommunismus gerettet werden und in den USA aufwachsen. Von De-

portationen war selbstverständlich keine Rede, die Aktionen trugen unverfängliche, ja positive Namen. Mit der «Operation Peter Pan» wurden kubanische Eltern überredet, ihre Kinder abzugeben. Amerikanische Agenten streuten das Gerücht, dass die neuen kommunistischen Machthaber ihnen ihre Kinder rauben und in die Sowjetunion verbringen würden. In den USA aber würden sie ein besseres Leben haben.

«Operation Babylift» in den letzten Monaten des Vietnamkrieges versuchte, so viele Kinder wie möglich ausser Landes zu schaffen – oft ohne Zustimmung der Eltern. Auch ihnen sollte in den USA ein besseres Leben geboten werden. Politiker, Medien und die amerikanische Öffentlichkeit waren überzeugt davon, Gutes und das Richtige zu tun.

Dahinter steckt die amerikanische Überzeugung, dass jeder Erdenbürger keinen sehnlicheren Wunsch hat, als Amerikaner zu sein oder wie ein Amerikaner zu leben. Das mag Naivität sein, Selbstbetrug oder Grössenwahn, aber es ist letztlich harmlos. Aber warum sollen Russen nicht ähnlich fühlen über vernachlässigte oder verwaiste Kinder in einem lebensgefährlichen Kriegsgebiet? Kinder zumal, die ihnen sprachlich und kulturell näherstehen als Vietnamesen oder Kubaner Amerikanern.

Energie effizient eingesetzt



Wer im Transportgeschäft die Zukunft mitgestalten will, kommt an einer CO₂-neutralen Logistik nicht mehr vorbei. Im Rahmen der Dekarbonisierungsstrategie von Renault Trucks hat die kundenspezifische Ausrichtung oberste Priorität. Im Zentrum stehen die Bedürfnisse und Anwendungsgebiete des Kunden: Ladeinfrastruktur, Reichweite und Nutzlast.



RENAULT TRUCKS
E-TECH T

renault-trucks.ch

Der immer skeptisch wird, wenn zu viele in dieselbe Richtung laufen

Corona-Dissident Michael Ballweg sass neun Monate in Untersuchungshaft.
Wir haben den Gründer der deutschen «Querdenken»-Bewegung getroffen.

Ralf Schuler

Göppingen

Als ich kurz vor acht Uhr abends am geheimen Treffpunkt ankomme, zieht die Dämmerung über die Sportanlagen am Stadtrand von Göppingen herauf. Im Vereinslokal «Platzhirsch» haben wir uns am Ende verabredet, nachdem die Anwälte von Michael Ballweg, 48, tagsüber mehrfach die Zieladresse gewechselt hatten, um ganz sicherzugehen.

Die Geschichte rund um die Freilassung des Gründers der Querdenken-Bewegung ist eine Miniatur der Stimmung im Deutschland dieser Tage. Wie unter einem Brennglas stossen verfestigte Feindbilder, politische Aggressionen und die Verletzungen einer noch längst nicht verarbeiteten Pandemiepolitik aufeinander. Ballweg, dessen Bewegung am Ende mehr als siebenzig Ableger in verschiedenen Städten hatte, steht in den Augen der einen als fast krimineller Hintertreiber der



Eigensinn und Bargeld:
Unternehmer Ballweg.

Volksgesundheit da. Die anderen sehen ihn als Freiheitshelden, der seinen Widerstand mit neun Monaten Untersuchungshaft wegen versuchten Betrugs und Steuerhinterziehung bezahlte. Ein an den Haaren herbeigezogener Vorwand des «Systems», wie seine Anhänger glauben.

Von Anfang an hat meine Kollegin Simone Schamann über die Querdenken-Bewegung des

Unternehmers Michael Ballweg berichtet. Der Unterschied: Während die meisten Medien über die «Schwurbler», «Corona-Leugner», «Impfgegner» und unsolidarischen «Mit-Mörder» eher herzogen als berichteten, ging sie zu den

«Ich hätte mir nicht vorstellen können, wie die Polizei mit friedlichen Bürgern umgeht.»

Demonstrationen, besuchte die Hintergrundgespräche der Initiatoren und interviewte auch mehrfach Ballweg selbst.

Normales journalistisches Handwerk, sollte man meinen. Doch weil bei Themen wie Corona, Ukraine, Migration oder Regenbogen-Bewegung die Ideologie des «keine Bühne Bietens» für vermeintlich falsche Meinungen längst Raum gegriffen hat, wurde sie im Netz von Kollegen und anderen Eiferern als «Fünfte PR-Kolonie» der Querdenker beschimpft, obwohl sie sehr wohl auch die Verpeilten, Durchgeknallten und schrägen Vögel der Bewegung in ihrer Berichterstattung nicht aussparte.

Die Vorgeschichte ist wichtig, weil es einerseits seltener wird, dass Reporter erst einmal betrachten vor dem Bewerten, und andererseits, weil Simone Schamann auf diese Weise ein Vertrauensverhältnis aufbauen konnte, das zu meinem Geheimtreffen mit anschließendem Interview für meinen Youtube-Kanal «Schuler! Fragen, was ist?» geführt hat.

Zeit zum Meditieren

Gegen Mittag bekamen wir den Hinweis auf die bevorstehende Entlassung. Während ich in Berlin ins Auto sprang, bezog Fotograf Sebastian Karadshow am Tor der Haftanstalt Stuttgart Stammheim Stellung, sprang mit Ballweg in das Auto, das ihn abholen sollte, und machte das erste Interview nach der Entlassung.

Drunten im «Platzhirsch» traf ich einen erstaunlich gelassenen Michael Ballweg, der sich freute, seine Hündin Diedie (noch etwas fremdelnd) wiederzusehen, und über die Handys seiner neuen Anwälte Gespräche mit Angehörigen und

Anhängern führte. Im weissen «#querdenken»-Sweatshirt erzählte er von seiner Haftzeit, die er zum Meditieren und zum weiterbildenden Lesen genutzt habe. Kein verbitterter Rächer, kein Anführer einer wilden Kampfgruppe; eher jemand, der immer skeptisch wird, wenn zu viele Leute in die gleiche Richtung laufen.

«Unfassbare Gewalt»

«In Bezug auf Corona gibt es eine grosse Aufklärung inzwischen», sagt er. «Aber das nächste Thema, bei dem man genauso verfährt wie mit Corona, ist der Ukraine-Krieg: Man versucht ebenfalls, Menschen mit anderen Meinungen mundtot zu machen.» «Haben sich die Corona-Proteste im Nachhinein gelohnt?», will ich wissen. «Sie waren sehr wichtig für das Demokratieverständnis in Deutschland, weil viele Menschen sich das, was passiert ist an den Demonstrationen, nicht vorstellen konnten. Ich hätte mir nicht vorstellen können, wie die Polizei mit friedlichen Bürgern umgeht. Dass sie unbescholtenen Bürgern teilweise mit unfassbarer Gewalt entgegengetreten ist. Ich hätte mir auch nicht vorstellen können, wie wir von der Politik beschimpft wurden. Wir haben eine grosse Demokratiebewegung gestartet, und das ist das eigentliche Ziel. Wir möchten nicht mehr in die Situation vor Corona zurück. Wir wollen eine direktere Demokratie, wir wollen mehr Mitbestimmung.»

Ein ruhiges, sachliches Gespräch, für das wir natürlich wiederum angefeindet wurden, weil ich ihm überhaupt eine «Bühne biete». Dass FAZ, Südwestrundfunk und Deutsche Presseagentur ebenfalls gern das erste Interview geführt hätten, interessierte dabei nicht. Ob wegen seines Umgangs mit Spendengeldern tatsächlich Anklage erhoben wird, entscheidet sich in diesen Tagen. Da Ballweg auch ein Freund des Bargelds ist, dürfte es ein schwieriger Prozess werden.

Fragt man mich, was für einen Menschen ich in Michael Ballweg kennengelernt habe, würde ich sagen: einen mitunter etwas naiven Schwarmgeist mit Hang zur Esoterik, einen Freund des Eigensinns, für den Freiheit und Demokratie Normalfall sind. Man muss seine Ansichten nicht teilen, hören sollte man sie schon.

Erwarten Frauen zu viel von Männern?

Hypergamie könnte ein Teil des Problems sein, warum so viele Frauen Dauer-Single sind.



Heutzutage ist etwa jeder Dritte Single. Laut Studien des Dating-Portals Elitepartner sind die Gründe vielfältig: Unter anderem hätten viele alleinstehende Frauen zu hohe Ansprüche, ein grosser Anteil der Single-Männer kämpfe bei der Partnersuche mit Unsicherheiten. Auch Bindungsängste spielten eine Rolle.

Aus meiner Sicht wäre – gekoppelt an die hohen Anforderungen – Hypergamie noch ein Punkt, der nähere Betrachtung verdient. Der Begriff findet inmitten der üblichen Partnerschaftsthemen kaum Erwähnung, wahrscheinlich weil er etwas negativ behaftet ist. Hypergamie beschreibt das Phänomen, wenn Frauen

Die Architektin ehelicht meistens nicht den Coiffeur, die Ärztin nicht den Pfleger. Umgekehrt schon.

einen Partner von gleichem oder höherem sozio-ökonomischem Status suchen, als sie ihn selbst besitzen. Es kommt in allen Kulturen vor. Während Männern Status und Beruf der Partnerin relativ egal sind (sie achten eher auf Attraktivität), wirkt auf viele Frauen ein Mann anziehend, der Geld, Ansehen und Stabilität in die Beziehung bringt. Mit den heute besseren Löhnen von Frauen und ihren beruflichen Aufstiegen ist sein Beruf nicht mehr so wichtig wie früher, dennoch paaren sich Frauen auch heute tendenziell «nach oben». Dazu gibt es etliche Untersuchungen.

Laut einer Parship-Umfrage legen ganze 94 Prozent der weiblichen Alleinstehenden grossen Wert auf den Beruf ihres Partners. Sein

Job soll mindestens die gleiche gesellschaftliche Anerkennung erfahren wie ihrer. Zahlen bei Statista zeigen, dass der Beruf des Partners für Frauen oft ein deutlich relevanteres Kriterium ist als für Männer. Die *New York Times* zitiert eine Untersuchung des Pew-Instituts, laut der über 70 Prozent sagen: Um ein guter Ehemann zu sein, sollten Männer in der Lage sein, eine Familie zu ernähren. Und ja, auch gutverdienende Frauen orientieren sich bei langfristigen Beziehungen in Richtung eines sozial gleich- oder höhergestellten Partners.

Tatsache ist: Es gibt kaum Pilotinnen, die den Flugbegleiter heiraten. Die Architektin ehelicht meistens nicht den Coiffeur, die Ärztin nicht den Pfleger. Umgekehrt schon.

Für ihre Tendenz, sich mit einem statushöheren Mann einzulassen, kann man Frauen ganz sicher keinen Vorwurf machen. Und natürlich ist längst nicht jede Frau hypergam veranlagt. Dabei macht die Suche nach einer guten Partie evolutionsbiologisch Sinn. Frauen gebären die Kinder und geraten dadurch in eine gewisse Abhängigkeit. Ein Mann, der ihnen und ihrem Nachwuchs Stabilität und Sicherheit bieten kann, ist eine Art Versicherung – aller Emanzipation zum Trotz.

Dass Frauen hohe Anforderungen haben, ist also nicht verwunderlich – nur scheinen die Erwartungen so mancher Durchschnittsfrau an den Durchschnittsmann unrealistisch hoch. Studien belegen, dass für Frauen nicht nur Status und Beruf eine entscheidende Rolle bei der Partnerwahl spielen, sondern auch Körpergrösse und Attraktivitäts-Level mitentscheidend sind. Nehmen wir noch Alpha-Typ, selbstbewusst,

lustig, liebevoll und sensibel dazu, würde der Kriterienkatalog sogar für Supermann den Rahmen sprengen.

Dieses Selektionsverhalten führt dazu, dass eine prozentual geringe Anzahl Männer die meiste Aufmerksamkeit der Frauen erhält. Die Mehrheit wird abgelehnt, viele sind frustriert. Und tatsächlich gibt es Wissenschaftler, die diesbezüglich von einer «Paarungskrise» sprechen. Denn insbesondere grössere Populationen junger Single-Männer, egal, in welcher Kultur, könnten eine Gesellschaft vor ein Problem stellen: Man attestiert ihnen ein erhöhtes Risikoverhalten (kriminelle Aktivitäten), auch ein statusgetriebenes Verhalten. Diese Paarungskrise könne eine Gesellschaft destabilisieren; aber es gibt auch Forscher, die hier widersprechen und keine Krise erkennen.

Vielleicht ist Hypergamie tatsächlich Teil des Problems, dass so viele Frauen Single sind. Hohe Ansprüche sind niemals verkehrt. Sind sie allerdings unrealistisch hoch, könnte es sich als ungewollter Dauer-Single lohnen, sein Selektionsverhalten einmal zu hinterfragen. Das gilt für alle. Letztlich sind wir selbst für unser Liebesglück verantwortlich, zu einem grossen Teil jedenfalls.

Was jedenfalls klar ist: Das horizontale Modell – wenn alle auf ihrem eigenen Level suchen und daten würden, anstatt gen Himmel zu schielen – würde mehr Menschen glücklich machen. Dann gäbe es die sogenannte Paarungskrise wohl gar nicht.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Was ist eine Frau? Premierministerin Meloni (l.), Oppositionsführerin Schlein.

Kampf der Feministinnen

In Italien duellieren sich Giorgia Meloni, Konservative aus der Arbeiterklasse, und Elly Schlein, Kosmopolitin aus der linken Mittelschicht. Es geht um einen Richtungskampf in Europa.

Nicholas Farrell

Nirgendwo tritt der Unterschied zwischen den beiden Gesichtern des modernen Feminismus so deutlich hervor wie in Italien. Und nirgendwo ist klarer, welches der beiden Gesichter am Ende gottlob triumphieren wird.

Italien, das Land, das uns Cäsaren und Päpste, Renaissance und Mafia, Faschismus und Dolce Vita geschenkt hat, ist schon oft ein Labor für dramatische Veränderungen in Europa gewesen. Heute ist das wieder der Fall.

Vater im Knast

Auf der einen Seite haben wir die entschieden heterosexuelle und leidenschaftlich anti-woke Feministin Giorgia Meloni, die erste Frau an der Spitze einer italienischen Regierung, Chefin einer Rechtskoalition, die bei den letzten Wahlen im September 2022 eine solide Mehrheit er-

rang. Die meisten internationalen Medien bezeichnen Meloni und ihre Partei Fratelli d'Italia als «ultrarechts», ergo faschistisch, weil sie und andere Parteikollegen von der inzwischen aufgelösten postfaschistischen Alleanza Nazionale herkommen. Meloni bezeichnet sich selbst als konservativ und hat, so weit ich weiss, nicht die Absicht, die Demokratie abzuschaffen oder Gesetze einzuführen, die man als faschistisch bezeichnen könnte. Und sie beharrt darauf, dass man sein Geschlecht nicht nach Belieben ändern könne.

Auf der anderen Seite haben wir die derzeit lesbische und entschieden woke Feministin Elly Schlein, die als erste Frau an der Spitze des postkommunistischen Partito Democratico (PD) steht, der grössten Oppositionspartei Italiens. Dass sie zur Vorsitzenden gewählt wurde, war überraschend, denn die Parteimitglieder hatten für ihren Konkurrenten Stefano Bonac-

cini gestimmt, der als Favorit galt, doch die Anhänger der Partei votierten für Schlein. Der PD ist Nachfolger der Kommunistischen Partei Italiens, die vor dem Fall der Berliner Mauer Europas grösste kommunistische Partei ausserhalb des Ostblocks gewesen war. Schlein bezeichnet

Meloni war eine ausgezeichnete Schülerin, konnte sich ein Studium aber nicht leisten.

sich als «LGBTQI+-Person», was immer das heissen mag. Eines ist klar: Sie findet, dass man sich sein Geschlecht aussuchen kann.

Unabhängig davon, wie diese beiden italienischen Politikerinnen zu anderen wichtigen Themen unserer Zeit stehen: In der Frage «Was ist eine Frau?» vertreten sie völlig gegensätzliche Positionen.

Meloni, 46, ist eine berufstätige Mutter und leidenschaftliche Patriotin, die nur einen Pass hat, den italienischen. Sie liebt ihr Land so sehr, dass sie sich manchmal in die Trikolore hüllt.

Schlein, 37, hat keine Kinder und ist – um einen von Josef Stalin eingeführten Begriff aufzugreifen – eine heimatlose Kosmopolitin. Schlein hat drei Staatsangehörigkeiten (Schweiz, Amerika und Italien). Es ist unklar, mit welcher sie sich gegenwärtig identifiziert, aber sie dürfte ein grosser Fan von John Lennons Song «Imagine» sein, in dem die Überwindung des Nationalstaats gefeiert wird.

Meloni kommt aus einer einfachen Familie mit sizilianisch-sardischen Wurzeln. Sie wuchs in einem Arbeiterbezirk von Rom auf, ihre bodenständige Mutter schrieb Liebesromane, um die Familie durchzubringen. Ihr Vater, ein Buchhalter, verliess die Familie ein Jahr nach Giorgias Geburt und setzte sich mit seiner Geliebten auf die Kanarischen Inseln ab. Meloni, die jüngere von zwei Schwestern, war eine ausgezeichnete Schülerin, konnte sich ein Studium aber nicht leisten. Sie arbeitete in verschiedenen Jobs (Kinder mädchen, Barfrau, Englischlehrerin und Markverkäuferin), bevor sie in die Politik ging. 1995 wurde ihr Vater auf Menorca wegen Drogenhandels zu neun Jahren Haft verurteilt. Sie singt gern Karaoke.

Etruskische Nase

Schlein kommt aus einer begüterten Akademikerfamilie. Geboren und aufgewachsen im Tessin, besuchte sie das Liceo cantonale in Lugano. Auch sie war eine hervorragende Schülerin. Die Grosseltern väterlicherseits wanderten als osteuropäische Juden nach Amerika aus. Ihr amerikanischer Vater Melvin ist emeritierter Professor für Politikwissenschaft des Franklin College. Ihre italienische Mutter Maria Paola Schlein lehrte öffentliches Recht an der Universität Insubrien in Como. Ihr Bruder Benjamin, das jüngste von drei Geschwistern, ist Physikprofessor in Zürich, die Schwester Susanna Schlein ist eine italienische Diplomatin. Nach der Matura nahm Elly Schlein in Bologna ein Jurastudium auf, das sie 2011 mit einer Arbeit über die Rechte von Migrant*innen abschloss. 2008 und 2012 arbeitete sie in Chicago als Wahlhelferin für Barack Obama. Sie hat noch nie ausserhalb der Politik gearbeitet. 2014 wurde sie in das Europäische, 2022 in das italienische Parlament gewählt. Sie spielt E-Gitarre.

Wie so oft ist das bodenständige, aus einfachen Verhältnissen stammende Mädchen (Meloni) eine Rechte und das hochnäsige, aus einer betuchten Familie stammende Mädchen (Schlein) eine Linke.

Meloni wurde in der Schule gemobbt, weil sie, von der Grossmutter ständig zum Essen angehalten, ein pummeliges Kind war. Schlein wurde als Teenager ebenfalls gemobbt, und

zwar wegen ihrer markanten Nase, die, wie sie kürzlich erklärte, keine jüdische, sondern, weil ihre Mutter aus der Toskana stamme, ein «typisch etruskische» Nase sei. Auf die Frage eines Journalisten, wo «die Geschichte von Elly» anfange, antwortete sie: «Ich würde sagen, bei meiner Nase.» Ich muss gestehen, das ist eine ziemlich coole Antwort.

«Ich bin Christin!»

Melonis Aufstieg vom Basislager zum Gipfel der politischen Macht begann mit einer Rede, die sie 2019 in Rom bei einer Kundgebung ihrer Partei auf der Piazza San Giovanni hielt. Die Fratelli d'Italia waren bei den Wahlen im Jahr zuvor auf nur 4 Prozent der Stimmen gekommen. Aber mit dieser Rede wurde sie richtig populär. Leidenschaftlich rief sie aus: «Jetzt

Zwei angesagte DJs nahmen den letzten Teil der Rede und machten daraus den Disco-Song «Ich bin Giorgia», um Meloni zu verspotten. Der Song wurde jedoch ein Riesenhit, weil die Worte Musik in den Ohren von Millionen Italienern waren.

Drei Jahre später, während der Kundgebung des PD zum Abschluss des Wahlkampfes 2022, versuchte Schlein, die brillante Rede ihrer Kontrahentin zu kopieren. Ebenso leidenschaftlich

«Ich liebe eine andere Frau, und ich bin keine Mutter. Aber deswegen bin ich nicht weniger eine Frau.»

rief sie auf der Piazza del Popolo: «Nein, es reicht nicht, eine Frau zu sein, um andere Frauen zu verteidigen ... Es ist ein grosser Unterschied, sich als feminin und feministisch zu bezeichnen, wenn man beschliesst, die Rechte der Frauen nicht zu verteidigen, angefangen bei den Rechten, die den eigenen Körper betreffen ... Ja, ich bin eine Frau. Ich liebe eine andere Frau, und ich bin keine Mutter. Aber deswegen bin ich nicht weniger eine Frau.»

Schleins Ausführungen waren jedoch konfus und unpräzise, also das genaue Gegenteil von Melonis durchdachten Worten. Die einzige Botschaft, die Schlein an diesem Tag vermittelte, war, dass sie Lesbierin ist und dass sie keine Kinder hat.

Na und? Wen interessiert das?

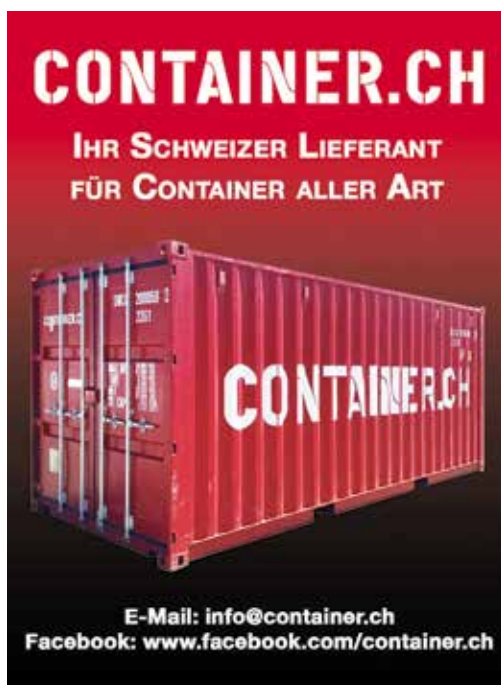
Klare Antworten vermeiden

Fest steht: Elly Schlein kann die vielleicht wichtigste Frage unserer Epoche – «Was ist eine Frau?» – nicht beantworten. Um die winzige Minderheit der Transsexuellen und die Medien, die vor ihnen einen Kotau machen, für sich einzunehmen, muss sie als woke Ideologin natürlich sagen, dass man seine Geschlechtszugehörigkeit frei wählen kann. Um aber die Stimmen der Mehrheit zu gewinnen, wird sie bemüht sein, eine klare Antwort zu vermeiden, denn die Leute sind ja nicht dumm. Früher oder später werden die Italiener sie in Verlegenheit bringen. Sie wissen, dass eine *donna* eine *donna* und ein *uomo* ein *uomo* ist. Und sie haben recht. Wenn eine Gesellschaft nämlich nicht mehr sagen kann, was eine Frau ist – welche Zukunftsaussichten hat sie dann?

Hat eine solche Gesellschaft überhaupt eine Zukunft verdient?

Nicholas Farrell ist ein britischer Journalist, der seit Jahren in Italien lebt. Er schreibt regelmässig für die *Weltwoche* und den *Spectator*.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



reden sie davon, die Wörter Vater und Mutter in Dokumenten nicht mehr zu verwenden. Weil die Familie ein Feind ist, die nationale Identität ein Feind ist, die sexuelle Identität ein Feind ist ... Es ist das alte Gruppendenken: Sie wollen all das, was wir sind, über Bord werfen, denn wenn wir keine Identität und keine Wurzeln mehr haben, werden wir kein Bewusstsein mehr haben und unsere Rechte nicht mehr verteidigen können. Das ist ihre Masche. Sie wollen uns zu Elternteil 1, Elternteil 2, LGBT-Personen und Bürger X mit Codenummern machen. Aber wir sind keine Codenummern, wir sind Menschen, und wir werden unsere Identität verteidigen. Ich bin Giorgia! Ich bin eine Frau! Ich bin eine Mutter! Ich bin Italienerin! Ich bin Christin! Das lasse ich mir nicht wegnehmen! Das lasse ich mir nicht wegnehmen!»

Glaubwürdig

Nr. 14 – «Jesus ist nicht am Kreuz gestorben»
Ostergedanken von Johannes Fried

Jesus hat nachweislich gelebt, er ist nachweislich am Kreuz gestorben und seine Auferstehung ist die einzige, plausible und sinnvolle Theorie, die zu den historischen Befunden passt und die von den Quellen glaubwürdig gestützt wird. Warum weigern sich trotzdem viele, an die Auferstehung Jesu zu glauben? Ganz einfach: Sie weigern sich, zu akzeptieren, was ihre Realität sprengt. *Tobias Anthamatten, Saas-Grund*

Liebe liebt

Nr. 13 – «Gott ist tot» kann stimmen»
«Die Bibel» von Peter Ruch

«Die Liebe schafft neue Verhältnisse, ohne einer Logik zu folgen»: Das ist einer der schönsten und erbaulichsten Sätze, die ich je in einer Zeitschrift gelesen habe. In meine Sprache übersetzt, heisst das, die Liebe liebt bedingungslos. Sie unterscheidet nicht nach Gut und Böse. Sie liebt. *William Möritz, Zürich*

Schlag ins Gesicht

Nr. 13 – «Mehr Schweiz wagen»
Essay von Oliver Zimmer

Bei Verhandlungen kann die Schweiz nur verlieren. Wir würden einmal mehr verraten, hintergangen und über den Tisch gezogen. Je mehr Verträge und Abkommen eingegangen werden, desto mehr sind wir gebunden und desto weniger haben wir den Überblick. Ohne weiteres liessen sich viele Verträge kündigen. Als Nebeneffekt könnten administrative Leerläufe beseitigt werden, was einer enormen Kosten-

ersparnis förderlich wäre. Wiederholt hat sich der Souverän gegen eine Anbindung an die EU geäussert. Dieses permanente Drängeln und Missachten des Volkswillens ist ein Schlag ins Gesicht eines jeden Schweizer. In der Bundesverfassung steht klipp und klar, dass die Unabhängigkeit der Schweiz und die Freiheit und Rechte des Volkes gelten. Dem Bundesrat und seinen Helfern sei geraten, dies zu beachten. Kommen wir zurück zu den Wurzeln, und bewahren wir unsere Unabhängigkeit.

Armin Weber, Grünenmatt

Anstand und Fairplay

Nr. 12 – «Der Untergang» – Beat Gygi und
Hans Kaufmann über das Ende der Credit Suisse

Viel geschrieben und geredet wird nun über das verlorene Vertrauen der Sparer und Investoren. Jedoch auch die Darlehensnehmer müssen auf die Stabilität ihrer Bank vertrauen können, denn bei einem Konkurs würden alle ausgeliehenen Gelder zurückgefordert – eine Katastrophe beim Untergang einer Grossbank. Glücklicherweise ist die CS nicht im Konkurs, sondern sie wurde durch die UBS integral übernommen – also mit allen Aktiven und Passiven sowie mit allen vertraglichen Verpflichtungen. Somit müssen meines Erachtens auch die AT1-Anleihen weiter bestehen und bedient werden. Einfacher gesagt: Bitte mehr Anstand und Fairplay!

Ulrich Schauwecker, Schlieren

Verheerendes Prinzip

Nr. 12 – «Die Schweiz verkommt zu einer Bananenrepublik» – Interview mit Marcel Niggli

Professor Niggli, einer der bekanntesten Strafrechts- und Rechtsphilosophieprofessoren

der Schweiz, legt dar, dass das Vorgehen in Sachen Credit Suisse dem geltenden Recht widerspricht. Seine rechtlichen Überlegungen sind überzeugend, doch sind seine Ausführungen mit dem Wahlspruch des Habsburger Kaisers Ferdinand I. (1503–1564) zu ergänzen: «Fiat iustitia et pereat mundus» (frei übersetzt: «Es soll das Gesetz umgesetzt werden, und möge darob die Welt untergehen»). Dieses verheerende Prinzip wollten die Finanzexpertin Marlene Amstad und der Ökonom Thomas Jordan offensichtlich nicht anwenden und haben die Kunden der CS vor einem «Untergangsschaden» bewahrt.

Gottlieb Keller, Zug

Mehr Don Quijotes

«Weltwoche daily»

Für mich ist «Weltwoche daily» der erste geistige Lichtblick des Tages, auch wenn die Inhalte kaum Freude aufkommen lassen. Ein rhetorisches Feuerwerk, das in den dunklen Wolken des Zeitgeschehens kleine Sterne zum Leuchten bringt. Ich mag die Leidenschaft und – trotz den Themen – die humorvolle Art, die Sie wie eine natürliche Immunität vor inneren Verkrampfungen schützt. Es gibt immer noch die Don Quijotes, die mit der Lanze des gesunden Menschenverstandes gegen die Windmühlen der Zeit und deren Irrtümer anrennen. Das bewahrt mich vor der Verzweiflung. Nur manchmal denke ich, es müsste mehr davon geben, dann hätten die Hasardeure der Macht nicht so ein leichtes Spiel. *Jörn Philipp, Hainichen (D)*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Ben Ferencz (1920 – 2023) Heinz Hinterkircher (1923 – 2023)



Frieden durch Recht: Jurist Ferencz.

Was für ein Leben! Ben Ferencz, am 11. März 1920 in der hintersten Ecke des Königreichs Ungarn in eine zerrüttete und mausarme jüdische Familie geboren, als Baby nach New York gekommen, im Untergrund aufgewachsen zwischen Spielern, Dieben und Strassengang, boxte sich nach oben, wählte den Weg des Rechts, studierte in Harvard Jura und zog gegen Hitler als Freiwilliger in den Krieg. Schon dies wäre eine Erfolgsgeschichte gewesen, doch es war erst der Anfang einer atemberaubenden Karriere, die ihn für mich zu einer der eindrucklichsten Figuren des 20. Jahrhunderts machten. Vor fünf Jahren, da war er schon 98, durfte ich ihn für die *Weltwoche* in seinem Bungalow in Florida besuchen. Wir haben uns angefreundet, und zwei Jahre später veröffentlichte ich im Piper Verlag die erste deutschsprachige Biografie über ihn: «Jahrhundertzeuge Ben Ferencz».

Im Zweiten Weltkrieg fand Ben seine Berufung, die er sein ganzes langes Leben lang mit unwiderstehlicher Energie weiterverfolgte: Er klärte Kriegsverbrechen auf und kämpfte für Gerechtigkeit und Frieden. Mit erst 27 wurde er bei den Nürnberger Nachfolgeprozessen Chefankläger im «grössten Mordprozess der Geschichte»: Er brachte im Einsatzgruppenprozess SS-Generäle und weitere hohe Offiziere vor Gericht, die Hunderttausende von wehrlosen Männern, Frauen und Kindern umgebracht hatten.

Sein Nürnberger Eröffnungsplädoyer vom 29. September 1947 ist ein Schlüsseldokument

der Rechtsgeschichte und zeigt neben seinem messerscharfen Juristenverstand auch den Weitblick und die menschliche Grösse dieses aussergewöhnlichen Mannes: Die Enthüllung der Massaker erfülle uns mit «Schmerz und Hoffnung», sagte er. Rache bringe keinen Frieden. Auch «Gerechtigkeit» könne nicht wiederhergestellt werden. Aber: Das Tribunal könne helfen, solche Schrecken in Zukunft zu vermeiden. Es sollte das Fundament legen für eine gerechtere und friedlichere Welt. Darauf gründete seine Hoffnung – und darauf sollte er den Rest seines Lebens hinarbeiten.

Während andere Exponenten der Nürnberger Prozesse im Schatten der Geschichte verschwanden, sass Ben mit Kanzler Konrad Adenauer am Tisch, bereitete die Wiedergutmachungspolitik der Bundesrepublik vor, kämpfte für die Entschädigung der Opfer. All dies unter seinem Leitsatz, Frieden durch Recht zu erlangen. Die späte Krönung seines Lebenswerks war die Einführung des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag.

Bei all dem unvorstellbaren Leid, das er gesehen hatte und das ihn bis ins hohe Greisenalter zu Tränen rührte, ist Ben einer der witzigsten und humorvollsten Menschen gewesen. Als meine Biografie über ihn erschienen war und ein Echo in den Medien fand, scherzte er: «Bei meinem nächsten Prozess hole ich dich wieder.» Am Karfreitag ist Ben Ferencz mit 103 Jahren in Florida gestorben. *Philipp Gut*

Wenn Heinz Hinterkircher über seine Eishockey-Karriere erzählte, war dies wie eine packende Zeitreise, ein Abstecher in die Anfänge dieses faszinierenden Sports. Hinterkircher gewann 1949 mit dem ZSC auf dem Dolder den ersten Meistertitel der Klubgeschichte. Und er begründete eine Dynastie, wie sie im Stadtzürcher Eishockey einmalig ist. Sein Sohn Ronald, der alle Juniorenstufen im ZSC durchlief, ist heute Präsident des Klubs, und Enkel Mattia schaffte 2016 den Sprung in die erste Mannschaft der ZSC Lions.

Sein Grossvater, promovierter Ökonom, hätte nie allein vom Eishockey leben können. Als Prämie für den Meistertitel erhielt er einen Siegelring, den der Goldschmied Heiri Gisler gestaltet hatte. Pro Länderspiel zahlte der Eishockey-Verband damals eine Spesenpauschale von 20 Franken aus. Für Einsätze mit dem B-Team gab es 10 Franken.

Heinz Hinterkircher schrieb Schweizer Eishockey-Geschichte – beispielsweise mit dem letzten ZSC-Tor auf dem Dolder. Es war am 30. Januar 1949, einem jener Nachmittage, die man nie vergessen sollte: mit dem Meisterschaftsfinale zwischen dem Zürcher Schlittschuh-Club und dem Lieblingsrivalen aus Davos. Es war ein wolkenverhangener Tag über Zürich – glücklicherweise. So blieben die Wasserlachen auf dem Eisfeld verhältnismässig klein. Trotzdem konnte das Spiel erst mit Verzögerung beginnen. Wegen Strommangels funktionierte die Eismaschine eher schlecht als recht.

Über etwas war Hinterkircher ähnlich stolz wie über den sportlichen Erfolg: «Ich habe während meiner gesamten Karriere keinen einzigen Zahn verloren.» Vergangene Woche – kurz vor seinem 100. Geburtstag am 13. April – hat sich Heinz Hinterkircher in die Ewigkeit verabschiedet. *Thomas Renggli*



Packende Zeitreise: Hinterkircher.

Wenn die Aufseher die Gefangenen sind

Die Politik will die Banken strenger kontrollieren, aber die Kontrollierten sagen, wo es langgeht.



Zeigt der Fall der Credit Suisse, dass die schweizerische Bankenregulierung und Finanzmarktaufsicht versagt haben? Vieles deutet darauf hin. Jahrelange Vorbereitungen von Notfallplänen für systemrelevante Banken blieben unreif und ohne Wirkung. Und die Finanzaufsicht Finma zeigt grosse Schwächen.

Die Behörde sieht das nicht so. Immer wieder, so die Finma, habe sie der CS-Führung im Nacken gesessen, Auskunft über ihre Geschäfte verlangt, Kritik geübt, Anweisungen erteilt.

Es brachte wenig. Die Aufsichtsbehörde konnte die Bank offensichtlich nicht wirksam kontrollieren und disziplinieren – nicht so, wie man es vom Auftrag her hätte erwarten können. Die Aufseher wurden der ihnen zgedachten Rolle nicht gerecht. Pointierter: Letztlich kontrollierten die Kontrollierten die Kontrolleure. Die beaufsichtigten Banker führten die Aufsichtsexperten an der Nase herum.

Dies erinnert an Muster, die in der Ökonomie unter dem Begriff «Capture-Theorie» bekannt sind, die Theorie der Vereinnahmung. Sie geht so: Den Vertretern einer Branche, die reguliert wird, gelingt es mit der Zeit, die Kontrolltätigkeiten der Politik zu vereinnahmen und damit die spezifische Regulierung letztlich zur Verfolgung der eigenen Brancheninteressen zu steuern und zum eigenen Vorteil auszunutzen.

Diese Sichtweise steht in grellem Kontrast zu der in der Gesetzgebung üblichen, oft naiven Annahme, mit einer gezielten Regulierung könne man einen bestimmten Mangel in der Wirtschaft, ein Marktversagen beheben.

Für die skeptische Sichtweise gab es gar einen Wirtschaftswissenschafts-Nobelpreis.

Der Chicagoer Ökonom George Stigler leistete wesentliche Beiträge zum Verständnis des Zusammenspiels zwischen regulierten Wirtschaftsbranchen und staatlicher Aufsicht, so in einem Aufsatz von 1971 über die Theorie der ökonomischen Regulierung, die Capture-Theorie. 1982 erhielt Stigler den Nobelpreis, und heute, gut vierzig Jahre später, zeigt die Hilflosigkeit der Finanzaufsicht in westlichen Ländern, wie brisant diese Überlegungen sind.

Bildlich gesehen, ist es, wie wenn in einem Gefängnis die Wärter den Wünschen der Insassen nachgeben würden. Banken haben weltweit Regulierungen erkämpft, die Grössenvorteile zu privaten Gewinnen machen, Grössennachteile dagegen eher der Allgemeinheit belasten.

Vereinnahmt werden so auch Aufsichtsbehörden wie die Finma. Die Realität ist, dass da eine kleine Gruppe von Finanzexperten mit Staatslöhnen und bürokratischen Anreizen einer Grossbank gegenübersteht, deren international versierte Cracks einen erdrückenden Informations- und Erfahrungsvorsprung haben. Auch vom Können her gibt es Fragen: Warum sollten Hochleistungstypen, die am Markt Millionenboni hereinholen können, ihre Talente bei einer Behörde einsetzen? Klar, vielleicht als Sprungbrett für eine daraus folgende Bankkarriere – aber in solchen Fällen ist dann auch klar, wo ihre Interessen liegen.

Die Gefahr, dass die Kontrolleure vereinnahmt werden, betrifft neben der Regulierung auch die Rechnungsprüfer. Die Experten der Revisionsgesellschaften, welche die Rechnung der Grossbank prüfen, können ebenfalls nicht den Informationsstand erlangen, über den die

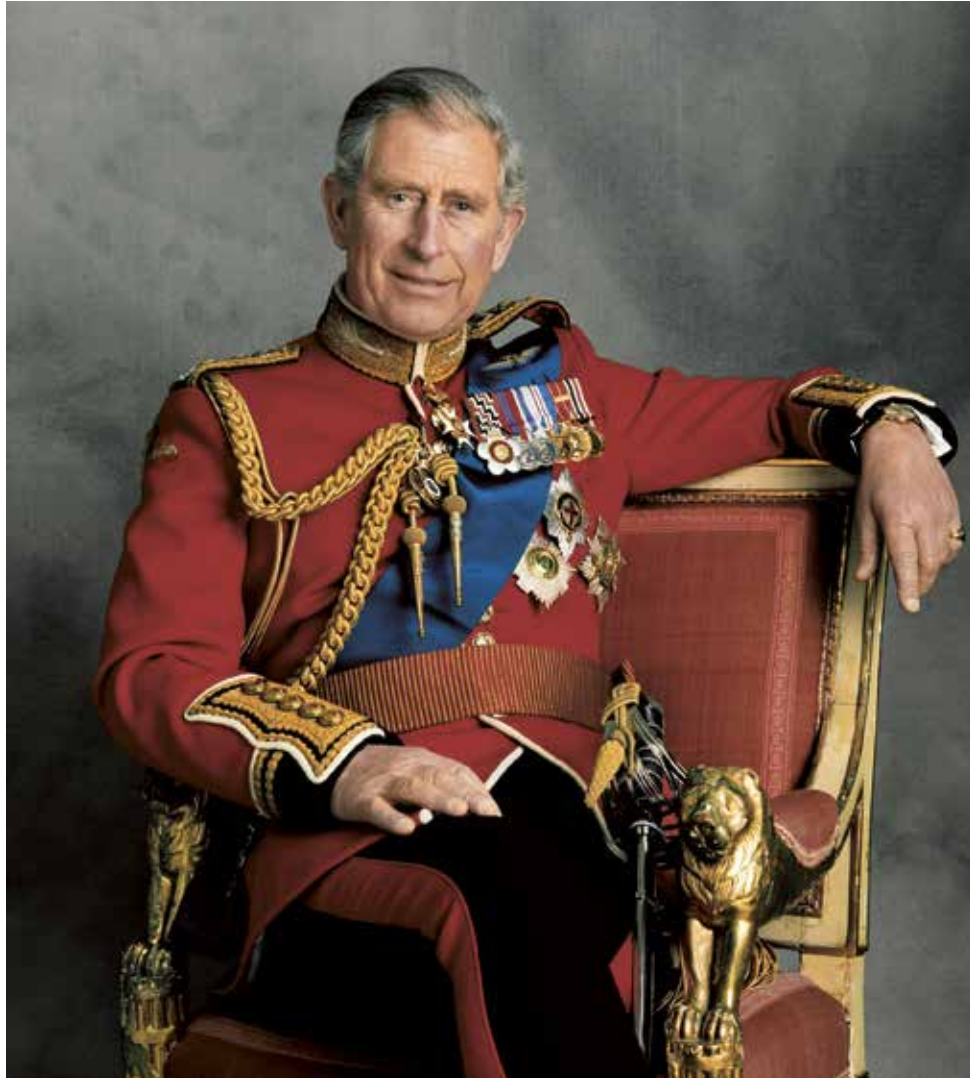
beaufsichtigten Manager verfügen. Revisoren müssen Informationen einfordern, erbitten, sind immer irgendwie «hinter der Kurve». Oft führen langjährige Beziehungen zwischen Revisoren und Kontrollierten zum mehr oder weniger einvernehmlichen Zusammenspiel.

Selbst der Verwaltungsrat einer Grossbank ist anfällig für Vereinnahmung, zumal die grosszügige Honorierung die Unabhängigkeit der einzelnen Mitglieder nicht gerade fördert. So billigte der Risikoausschuss der CS fatale Grossrisiken. Und wenn man im Vergütungsbericht liest, in welchem günstigem Licht die Tätigkeit der operativen Führung geschildert wird, wirkt das nicht wie eine strenge Kontrolle.

Baerbocks Energiefilter

Die deutsche Aussenministerin Annalena Baerbock hat in einer Rede zur Energiewende und zur Klima-Aussenpolitik dargelegt, wie die deutsche Regierung als «Team Germany» mit Schlüsselländern sogenannte Transformationspartnerschaften abschliessen wolle – quasi zum Exportieren und Multiplizieren der deutschen Energie-Ideen. Als besonders positives Beispiel hob sie Kenia hervor, wo man nicht sage, es gehe nicht, sondern wo man Lösungen habe. «Schon jetzt bezieht Kenia etwa 90 Prozent der Energie aus erneuerbaren Quellen», sagte Baerbock. Die Statistik zeigt, dass dies für die Elektrizität ungefähr gilt. Nimmt man den gesamten Energieverbrauch, stammen in Kenia etwa drei Viertel aus fossilen Quellen. Bei Energie nimmt Baerbock, wie früher Bundeskanzlerin Merkel, einfach den Strom – das sieht sofort viel energiewendiger aus.

Ein König mit Schweizer Wurzeln



Reiselustige Vorfahren: König Charles III. von Grossbritannien und Nordirland.

Der Waadtländer Baron Auguste Louis de Senarclens-Grancy ist Charles' Ur-ur-ur-Grossvater.

Seite 54

«Ich habe nie einen ritterlicheren Mann kennengelernt. Er war ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle.»

Seite 55

Somit heisst Charles III. mit Nachnamen Windsor, nicht Mountbatten und auch nicht de Senarclens.

Seite 57

Charles III. stammt aus dem Waadtland

Am 6. Mai 2023 wird Charles III. in der Westminster Abbey zum König gekrönt.

Ein Blick in die Familienchronik zeigt: Die Wurzeln des neuen Monarchen liegen in der Schweiz. Die Familie de Senarclens aus der Nähe von Morges besteigt mit ihm den britischen Thron.

Andreas Z'Graggen

Am 6. Mai wird Charles III. zum König von England gekrönt. Möglich, dass Marina de Senarclens, wohnhaft hoch oben am Zürichberg, dann vor dem TV-Apparat sitzt und dem Ereignis zuguckt. Was sie sieht, sind unzählige Verwandte. Denn Marina de Senarclens, aus dem gleichnamigen, nördlich von Morges gelegenen 500-Seelen-Dorf stammend, hat in ihrer Familie Mitglieder aus dem spanischen, schwedischen, dänischen, griechischen, deutschen und russischen Königshaus. Vor allem aber ist sie mit Charles verwandt.

Die Geschichte geht so: Die Grossmutter von König Charles III. war eine Mountbatten. Diese hiessen eigentlich von Battenberg und stammen aus dem deutschen Grossherzogtum Hessen-Darmstadt. Der Urgrossvater dieser Alice von Battenberg alias Mountbatten war der Waadtländer Baron Auguste Louis de Senarclens-Grancy, geboren 1794 auf Schloss Etoy bei Morges.

Er schwängerte die Grossherzogin Wilhelmine von Hessen und bei Rhein und hatte mit ihr drei Kinder. Einer seiner Enkel, Prinz Louis (oder Ludwig) von Battenberg, brachte es in der britischen Marine zum «First Sea Lord». Weil es während des Ersten Weltkriegs in England nicht ratsam war, einen deutschen Namen zu tragen, wandelte er den Namen von Battenberg in Mountbatten um. Eine Tochter dieses Louis war Alice, die besagte Grossmutter von Charles.

Aber alles der Reihe nach. Die de Senarclens sind eine alte Waadtländer Adelsfamilie, erstmals im 12. Jahrhundert erwähnt. Ihre Stammreihe beginnt um 1300 mit einem Henri de Senarclens. Als Ritter dienten sie den Herren von Cossonay, welche die de Senarclens im 14. Jahrhundert für frei und nobel erklärten. Oberlehnsherren waren zu jener Zeit die Grafen, später Herzöge

von Savoyen, die seit dem 13. Jahrhundert im Waadtland vom Lausanner Bischof und den klammern Genfer Grafen Land erworben hatten.

Allerdings spielten die de Senarclens am Hof Savoyens nie eine Rolle. Im Unterschied zur Waadt, wo sie zu den führenden Familien gehörten und mit den lokalen Adelshäusern liiert waren, wie den de Chandieus, de Méstrals, de Dullits, de Benoîts et cetera. Zwischen dem 12. und dem 14. Jahrhundert konnten die de Senarclens, meist im Gefolge der de Cossonays, diverse Lehen kaufen oder erben, so etwa Grancy. Dazu gehörten Dorf und Schloss, wie das benachbarte Senarclens im Gros de Vaud gelegen. Seither nennt sich ein Zweig der Familie «de Senarclens-Grancy».



«Sans décliner»: Auguste Louis de Senarclens-Grancy (1794–1871).

Dummerweise machten die de Senarclens bei den «chevaliers de la cuillère» mit, den Rittern vom Löffel. 1527, anlässlich einer Tafelrunde, verkündete einer der noblen Waadtländer, einen Suppenlöffel hochhaltend,

man werde es den verhassten Genfern schon noch zeigen. Die Aktion, obgleich unterstützt von Savoyen, lief schief, die Genfer hatten die verbündeten Fribourg und Bern zu Hilfe gerufen, die Löffelherren wurden geschlagen, das Schloss Le Rosey der de Senarclens in Brand gesteckt.

Aversion gegen Unterdrücker

Wichtiger: Der Vorfall lieferte den Bernern 1536 den Vorwand, in die Waadt einzumarschieren, wo sie die nächsten 250 Jahre blieben. Kurz zuvor hatte Bern den Glauben gewechselt und war fortan protestantisch, was auch für die welschen Untertanen galt. Viele Waadtländer Aristokratenfamilien, wie die de Gingins, de Goumoëns, de Méstrals, arrangierten sich mit dem Staat der «Gnädigen Herren»; andere, wie die de Senarclens, nicht. Bei der Religion hin-

gegen war man etwas flexibler. Mehrere de Senarclens dienten anfänglich der katholischen Kirche als Priester oder Mönche. Im 14. Jahrhundert war ein Louis de Senarclens Abt des Klosters Lac de Joux. Pierre de Senarclens wiederum war Ende des 15. Jahrhunderts Abt des Klosters Erlach, heute Massnahmenzentrum St. Johannsen. Doch nach der Reformation wandte man sich dem Protestantismus zu. Claude de Senarclens etwa stand Jean Calvin nahe. Er wohn-

Dummerweise machten die de Senarclens bei den «chevaliers de la cuillère» mit, den Rittern vom Löffel.

te einstweilig gar beim Genfer Reformator und wurde von ihm 1545 mit einer Mission zu Martin Luther und Philipp Melanchthon beauftragt.

Wie in jener Zeit üblich, begaben sich die Söhne nobler Familien in fremde Dienste, zwecks Geld und Macht, Ehre und Abenteuerlust. Bereits 1356 diente Jean de Senarclens während des Hundertjährigen Krieges zwischen Frankreich und England (1337–1453) dem Franzosenkönig als Schildknappe. Damals kam erstmals das Wappen der de Senarclens vor, ein blauer Schrägrechtsbalken mit drei goldenen Spornrädern, darüber ein Helm mit silbernem Schwan und darunter der Wahlspruch der Familie: «Sans décliner».

Die de Senarclens standen im Laufe ihrer Geschichte im Dienst für Savoyen, das Herzogtum Modena, Russland, Österreich, Grossbritannien, die Niederlande, Deutschland, Bulgarien und Frankreich, wobei sie es jeweils tunlichst vermieden, in Berner Regimentern zu dienen, aus Aversion gegen den Stand an der Aare, den sie in ihrer Heimat als Unterdrücker empfanden.

Der Familienstammbaum verzweigte sich gelegentlich, zuletzt in die Linien Grancy und Vufflens, benannt nach der Herrschaft und dem enormen Schloss in Vufflens-le-Château, inzwischen im Besitz der Genfer Familie de Saussure. Die Nachfahren des Vufflens-Zweigs leben heute zur Hauptsache in der welschen Schweiz, wo sie in bürgerlichen Berufen tätig sind – und in der Politik: Der freisinnige Genfer Anwalt Alexan-



Die Liebe war erkaltet: Wilhelmine, geborene Prinzessin von Baden (1788–1836).

dre de Senarclens kandidiert im Herbst für den Nationalrat, in welchem bereits sein Vorfahre Aymon de Senarclens, Genfer Regierungsrat, politisiert hatte. Die Grancy-Linie indes verzog sich mehrheitlich ins Ausland, in die Niederlande, nach Deutschland, Russland und Österreich, wo es sie noch heute gibt. Die Waadt verliessen sie nicht zuletzt wegen des Einmarschs der Franzosen 1798, in dessen Folge die Aristokraten ihrer Privilegien verlustig gingen.

Charles Auguste de Senarclens-Grancy etwa diente als Major in einem niederländischen Dragonerregiment. Er und seine Nachfahren trugen den Titel eines Barons und begründeten den inzwischen ausgestorbenen niederländischen Zweig der Familie. Sein Bruder César Auguste wiederum trat nach der Französischen Revolution in die dortige Schweizergarde ein, ebenso dessen Sohn Auguste Louis. Dieser stand später am Beginn der hessisch-darmstädtischen Linie der de Senarclens.

Und das kam so: Wilhelmine (1788–1836), eine geborene Prinzessin von Baden, war die Gattin des Grossherzogs von Hessen-Darmstadt, Ludwig II. Sie liebte Musik, Sprachen, Kunst, die Natur und reiste gerne, vor allem in die Schweiz. 1815 lernte sie durch Vermittlung ihrer Schwester Friederike, Königin von Schweden, den Baron Auguste Louis de Senarclens-Grancy kennen und ernannte ihn zum Erzieher ihres Sohnes Karl. 1819 reiste die Grossherzogin wieder in die Schweiz, um sich bei Auguste Louis über die Entwicklung Karls kundig zu machen. Ein Jahr später, erneut auf Reisen im Waadtland, wurde Wilhelmine nach elf Jahren wieder schwanger. Da sie von ihrem Mann, dem Grossherzog, mit welchem sie neben Karl den älteren Sohn Ludwig hatte, inzwischen getrennt lebte, wunderte man sich anfänglich in Darmstadt, wer wohl der Vater des Kindes sei. Doch bald einmal war klar, auch dem Grossherzog: Papa der (früh verstorbenen) Tochter Elisabeth war

Auguste Louis de Senarclens, inzwischen zu Wilhelmines Reisestallmeister avanciert. Nach einer Totgeburt kamen noch zwei weitere Kinder zur Welt, Alexander und Marie.

1826 erwarb die Grossherzogin den Heiligenberg, eine schlossartige Liegenschaft ausserhalb von Darmstadt, wo sie die meiste Zeit ihres späteren Lebens verbrachte, hauptsächlich zusammen mit ihrem Baron aus dem Waadtland, welcher in unmittelbarer Nähe, in einem ehemaligen Pfarrhaus, einquartiert war. Alexander und Marie wohnten ebenfalls auf Heiligenberg, nahmen aber durchaus auch am Darmstädter Hofleben teil. Ihre Gouvernante war Marie de Senarclens-Grancy, eine Schwester von Auguste Louis. 1834 begab sich Wilhelmine zum sechsten und letz-

Ein Jahr später, erneut auf Reisen im Waadtland, wurde Wilhelmine nach elf Jahren wieder schwanger.

ten Mal in die Schweiz. Doch ihre Reiselust war erkaltet, die Liebe zu Auguste Louis offenbar ebenfalls. Zwei Jahre danach verschied die Grossherzogin. Ihren Besitz vererbte sie nicht ihren legitimen Söhnen aus der Ehe mit dem Grossherzog, sondern Alexander und Marie.

Protegirt von Winston Churchill

Die Verwaltung blieb bei Auguste Louis, der sich inzwischen nur noch de Grancy nannte. Und Karriere im Dienst des Grossherzogs machte, ein weiteres Zeichen, dass ihm dieser durchaus gewogen war. De Grancy war zuletzt grossherzoglicher Generalmajor, Kammerherr und Oberstallmeister. Zudem verlieh ihm der Grossherzog den Titel eines Freiherrn. Nach dem Tod von Wilhelmine verheiratete er sich mit Louise, Gräfin von Otting und Fünfstetten, und hatte mit ihr weitere sechs Kinder. Seine Tochter Constanze schrieb über Vater Auguste Louis: «Ich habe nie einen ritterlicheren und höflicheren Mann kennengelernt. Er war ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle.»

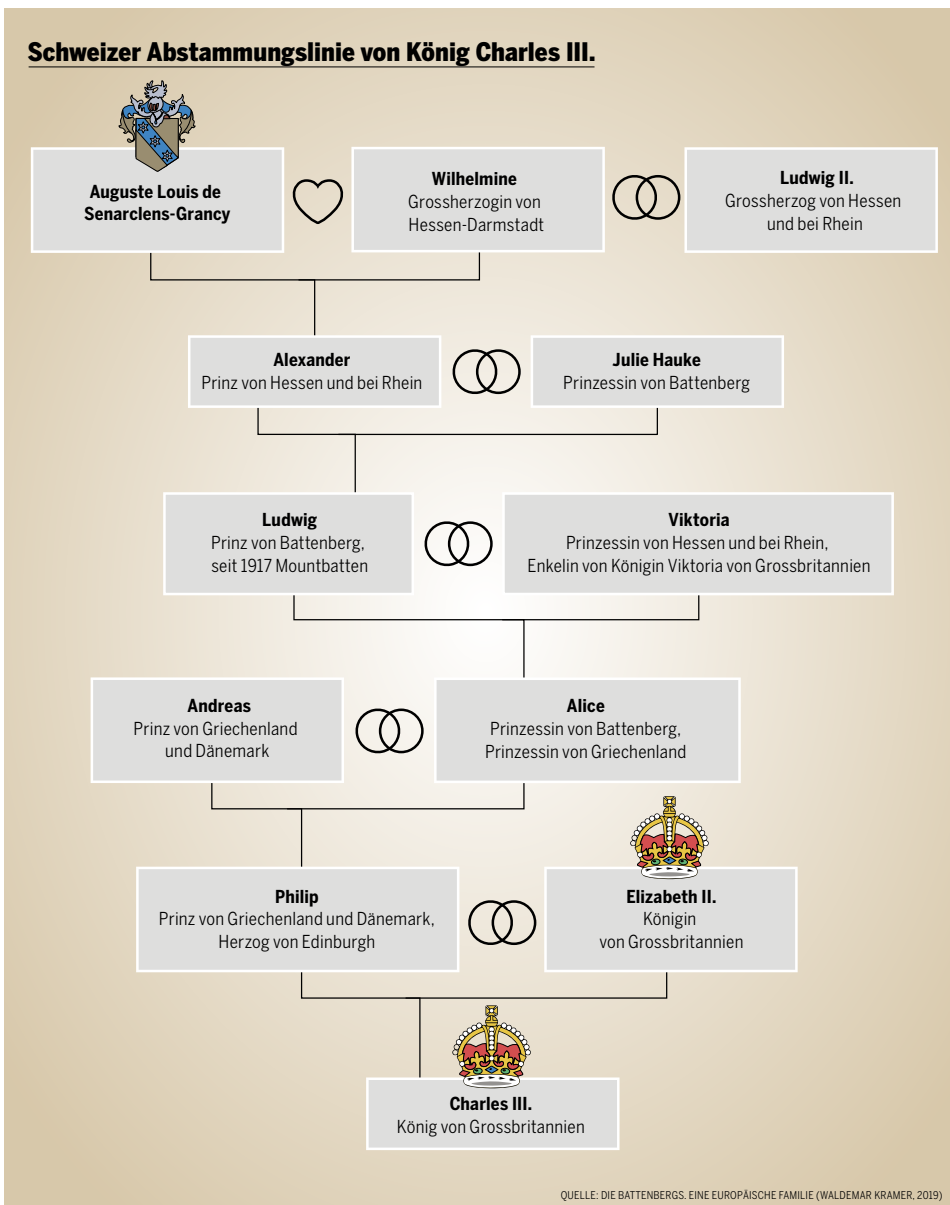
Auguste Louis de Senarclens-Grancy verschied 1871, doch zuvor durfte er noch erleben, wie Marie, seine Tochter aus der Beziehung mit Grossherzogin Wilhelmine, Karriere machte: Sie heiratete 1841 einen Sohn des Zaren von Russland, den späteren Alexander II. Ihr gleichnamiger Bruder begleitete Marie nach Russland, trat in die dortige Armee ein und verliebte sich in Julie Hauke, die nicht adelige Tochter eines polnischen Generals im Dienst des Zaren. Skandal, eine weitere Mesalliance! Der Zar warf Alexander, den Bruder seiner Schwiegertochter, aus der Armee, worauf dieser später als Brigadier für Österreich Dienst tat. Zuvor heiratete er die schwangere Julie, welcher der Halbbruder Alexanders, inzwischen als Ludwig III. Grossherzog von Hessen-Darmstadt, den Titel einer Gräfin, später Fürstin von Battenberg, verlieh, benannt nach einem längst



Ursprünge der Familie Battenberg: Schloss Heiligenberg in Seehausen-Jugenheim.



Plötzlich Windsor: Prinz Charles (r.), 1957.



Skandal, eine weitere Mesalliance!



Frei und nobel: Schloss Senarclens.



Hochzeit: Alice, Andreas von Griechenland 1903.

ausgestorbenen hessischen Adelsgeschlecht. Mit ihr hatte Alexander mehrere Kinder, die fortan den Namen ihrer Mutter, von Battenberg, trugen. Einer seiner Söhne, Sandro genannt, sass als Fürst von Bulgarien während sieben Jahren auf dem dortigen Thron, ein anderer, Heinrich, heiratete Beatrice, Tochter der englischen Königin Victoria.

Das beförderte die Karriere des ältesten Sohnes von Alexander und Julie, Louis (oder Ludwig), welcher in jungem Alter in die britische Marine eintrat. Verheiratet mit Victoria, einer Enkelin der Königin, und von dieser ausgestattet mit dem Titel eines Marquess of Milford Haven, brachte es Louis 1912 bis zum First Sea Lord, zum obersten Chef der Marine. Protegiert wurde er von Winston Churchill, damals Marineminister.

Inzwischen war der Erste Weltkrieg ausgebrochen, England kämpfte gegen Deutschland, und da war es nicht angebracht, einen deutschen Namen zu tragen. Wie die Königsfamilie, eigentlich Sachsen-Coburg und Gotha, sich fortan Windsor nannte, änderte Louis von Battenberg auf Geheiss des Königs seinen Namen in Mountbatten.

Louis Mountbatten hatte mit seiner Frau Victoria vier Kinder. Eine der Töchter, Louise, somit Urenkelin von Auguste Louis de Senarclens-Grancy, heiratete den schwedischen König. Alice,

eine weitere Tochter, vermählte sich 1903 mit Andreas, Prinz von Griechenland und Dänemark, Sohn des griechischen Königs Georg I.

Die schwerhörige Alice hatte ein bewegtes Leben: Balkankrieg zwischen Griechen und Türken; Ermordung des Schwiegervaters, Exil; Erster Weltkrieg und wieder Exil; Sturz der griechischen Monarchie, erneut Exil. 1930 stellte Sigmund Freud bei Alice von Battenberg eine paranoide Schizophrenie fest, weshalb man die

Es funkte zwischen Elizabeth und Philip, obschon die «Queen Mum» gegen den «Griechen» war.

fortan getrennt von ihrem Mann lebende Alice während zweier Jahre in einem Kreuzlinger Sanatorium einsperrte. Zurück in Athen, war Alice im Zweiten Weltkrieg für das Rote Kreuz tätig, betrieb eine Suppenküche und versteckte eine jüdische Familie vor dem Holocaust. 1949 gründete sie dort einen christlichen Orden, den sie aber vernachlässigte. Nach dem griechischen Militärputsch von 1967 musste Alice das Land verlassen und zog zu ihrem Sohn in den Buckingham-Palast in London, wo sie zwei Jahre später starb.

Dieser Sohn war Philip von Griechenland und Dänemark, der spätere Herzog von Edinburgh und Gatte von Königin Elizabeth II. Als sich Philip und Elizabeth kennenlernten, hatte sein Onkel, und Bruder von Alice, Louis Prinz von Battenberg, Earl Mountbatten of Burma, seine Hand im Spiel. Wie sein Vater ebenfalls First Sea Lord der britischen Navy, später Vizekönig von Indien, bewirkte er während eines Besuchs von König Georg VI. samt Familie im Britannia Royal Naval College von Dartmouth, dass der junge Marineoffizier Philip die beiden Töchter Elizabeth und Margaret betreute.

Es funkte zwischen Elizabeth und Philip, und obschon die Mutter von Elizabeth – «Queen Mum» – gegen den «Griechen» war, wurde 1947 geheiratet. Zuvor nahm Philip den Namen seiner Mutter an, Mountbatten, was er sich auch für seine Kinder wünschte. Doch der König und Schwiegervater ordnete an, die Nachkommen von Philip und Elizabeth sollten Windsor heissen. Somit heisst König Charles III. von England mit Nachnamen nicht Mountbatten oder von Battenberg und halt leider auch nicht de Senarclens.

Andreas Z'Graggen war Chefredaktor der *Bilanz* und der *Berner Zeitung*. Er ist Autor des Standardwerks «Adel in der Schweiz» (NZZ Libro, 2018).



Weil das Gleiche für die Rente gilt: Swiss Life - Vollversicherung mit 100% abgesicherter Rente.

Was auch immer passiert, eines ist 100% sicher: die Swiss Life-Vollversicherung. Profitieren Sie von unserer Erfahrung und einer attraktiven Verzinsung. Wir beraten Sie gern in all Ihren Pensionskassenanliegen.



Scannen und informieren.

SwissLife

Selbstbestimmt leben.

Sparen Sie bis zu **79%!***

Jetzt Lesepass schnuppern und gewinnen!



belvedere-locarno.com und ticino.ch

Wir verlosen 4 luxuriöse Tessiner Wohlfühlauenthalte im 4-Sterne-Superior-Hotel Belvedere Locarno

- je 2 Nächte, 2 Personen, Doppelzimmer mit Blick auf den Lago Maggiore
- inklusive Frühstücksbuffet, Benutzung des Oasi Spas und Ticino Ticket

Weitere Details zur Verlosung und den Gewinnen finden Sie auf der Abo-Bestellseite:

www.abo24.ch



79% RABATT

Die Tageszeitung für den Aargau.
36 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 147.–*



79% RABATT

Die Tageszeitung für Basel und das Baselbiet.
36 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 128.40*



20% RABATT

Ihr Ratgeber für die Themen des Alltags.
13 Ausgaben für nur Fr. 76.– statt Fr. 95.–*



35% RABATT

Die Weltwoche – Unabhängig. Kritisch. Gut gelaunt.
17 Ausgaben für nur Fr. 99.– statt Fr. 153.–*



65% RABATT

Topaktuell informiert: von Montag bis Samstag.
36 Ausgaben für nur Fr. 35.– statt Fr. 100.80*



54% RABATT

Lesespass im 3-Bund-Konzept: News, Sport und Magazin.
13 Ausgaben für nur Fr. 29.– statt Fr. 63.70*



37% RABATT

Jede Woche aktuell, spannend und nützlich.
26 Ausgaben für nur Fr. 69.– statt Fr. 109.–*



39% RABATT

Geschichten und Menschen, die die Schweiz bewegen.
26 Ausgaben für nur Fr. 79.– statt Fr. 129.–*



49% RABATT

annabelle – die stärkste Frauenzeitschrift der Schweiz.
4 Ausgaben für nur Fr. 59.– statt Fr. 39.20*



14% RABATT

Die schönsten Seiten des Schweizer Landlebens.
7 Ausgaben für nur Fr. 19.– statt Fr. 69.–*



51% RABATT

EINFACH. RAFFINIERT. KOCHEN.
4 Ausgaben für nur Fr. 19.– statt Fr. 39.20*



79% RABATT

Die Tageszeitung der Zentralschweiz.
36 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 128.40*



69% RABATT

Die Zeitung für die ganze Region Basel.
48 Ausgaben für nur Fr. 33.– statt Fr. 106.–*



45% RABATT

Fachzeitschrift rund um Computer, Smartphone & Co.
13 Ausgaben für nur Fr. 45.– statt Fr. 82.40*



79% RABATT

Die Tageszeitung der Ostschweiz.
36 Ausgaben für nur Fr. 30.– statt Fr. 128.40*



69% RABATT

Die grösste Tageszeitung im Berner Mittelland.
60 Ausgaben für nur Fr. 44.– statt Fr. 140.–*



51% RABATT

Die traditionsreiche Wochenzeitschrift für die ganze Familie.
10 Ausgaben für nur Fr. 33.– statt Fr. 67.50*



58% RABATT

Für das komplette Lesevergnügen am Sonntag.
8 Ausgaben für nur Fr. 22.– statt Fr. 52.–*



38% RABATT

Die Schweizer Wochenzeitung für Wirtschaft seit 1861.
25 Ausgaben für nur Fr. 99.– statt Fr. 160.–*



66% RABATT

Die meist abonnierte Tageszeitung der Schweiz.
48 Ausgaben für nur Fr. 44.– statt Fr. 128.–*



38% RABATT

Das aktuellste wöchentliche TV-Magazin der Schweiz.
26 Ausgaben für nur Fr. 89.– statt Fr. 143.–*



70% RABATT

Seit über 170 Jahren die Tageszeitung der Bundeshauptstadt.
60 Ausgaben für nur Fr. 44.– statt Fr. 145.–*



26% RABATT

Das führende Schweizer Wirtschaftsmagazin.
6 Ausgaben für nur Fr. 99.– statt Fr. 135.–*



30% RABATT

Das führende Magazin für Bio- und Naturgarten.
3 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt Fr. 28.50*

Sparen & gewinnen!

Ja, ich möchte folgende/n Titel zur Probe lesen und bis zu 79% sparen. Zusätzlich nehme ich an der Verlosung teil!

Bitte gewünschte/n Titel ankreuzen:

- | | | |
|--|--|--|
| <input type="checkbox"/> Aargauer Zeitung | <input type="checkbox"/> annabelle | <input type="checkbox"/> Schweizer Familie |
| <input type="checkbox"/> bz Zeitung f. d. Region Basel | <input type="checkbox"/> Schweizer LandLiebe | <input type="checkbox"/> SonntagsZeitung |
| <input type="checkbox"/> Beobachter | <input type="checkbox"/> le menu | <input type="checkbox"/> Handelszeitung |
| <input type="checkbox"/> Die Weltwoche | <input type="checkbox"/> Luzerner Zeitung | <input type="checkbox"/> Tages-Anzeiger |
| <input type="checkbox"/> Blick | <input type="checkbox"/> Basler Zeitung | <input type="checkbox"/> TELE |
| <input type="checkbox"/> SonntagsBlick | <input type="checkbox"/> PCtipp | <input type="checkbox"/> Der Bund |
| <input type="checkbox"/> GlücksPost | <input type="checkbox"/> St. Galler Tagblatt | <input type="checkbox"/> BILANZ |
| <input type="checkbox"/> Schweizer Illustrierte | <input type="checkbox"/> BZ Berner Zeitung | <input type="checkbox"/> Bioterra |

WEW

Frau Herr
Vorname _____
Name _____
Strasse, Nr. _____
PLZ/Ort _____
Telefon _____
E-Mail _____

Coupon einsenden an: abo24, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich

Teilnahmebedingungen: Jeder Bestellatoln nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbsteilnahme auch kostenlos unter www.abo24.ch. Unfrankierte oder ungenügend frankierte Einsendungen werden von der Teilnahme ausgeschlossen. Teilnahmeberechtigt sind in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein wohnhafte Personen. Das Mindestalter für die Teilnahme ist 18 Jahre. Die Daten der Teilnehmenden werden vertraulich behandelt. Die Teilnehmenden erklären sich damit einverstanden, dass ihre Kontaktdaten von ShareMedia GmbH und deren Partnern zu Werbe- und Marketingzwecken verwendet werden können. Teilnehmende können dies durch eine Mitteilung an ShareMedia GmbH verhindern oder stoppen. Die Gewinner werden schriftlich informiert. Die Preise können nicht übertragen und nicht in bar ausbezahlt werden. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmechluss ist der 31.12.2023.

Bestellen Sie jetzt per Coupon oder unter www.abo24.ch



* im Vergleich zum Einzelverkaufs- oder Abopreis. Gilt nur für Neuanbrennende in der CH oder der FL, gilt auch für im selben Haushalt lebende Personen (Preis inkl. MwSt. und Versandkosten).

LITERATUR UND KUNST

Was Bruce Willis
zum ganz besonderen
Actionstar macht.
Tom Kummer,
Seite 68

Herausgegeben von Daniel Weber



Wiedervereinigung mit sich selbst.

James Tissot, Holyday (The Picnic), 1876 – Das Idyllische scheint in unseren Zeiten gelegentlich wie eine Blume, die zu wenig von der Sonne beschienen wird. Es kämpft um sein Wachsen und sein Blühen, doch sein Platz macht es ihm nicht leicht; die Schatten der Welt liegen über ihm, und manchmal verdunkeln sie gar seinen Liebreiz.

Das Idyll kann sich nur entfalten, wenn die Welt und ihr Drängen auf Distanz bleiben. Dann, in seiner lieblichen Abgeschiedenheit, wird das Idyll für Momente zu einer kleinen Insel ohne Zeit, und das Sein wird so leicht und so selbstverständlich und fraglos wie ein Blatt,

das an einem Ast hängt und nicht weiss, wann es der Wind für immer davontragen wird.

Nie war das Idyll eine Selbstverständlichkeit, dieser Topos der Zufriedenheit, des Heilens und Heilenden und des genussvollen Müsigganges. Stets musste der Mensch es für sich erobern, es sich selbst erschaffen; und in diesen Tagen muss er es zurückerobern, allen Schwierigkeiten zum Trotz. Ein Mensch, der nur selten in die liebreizenden Sphären des Idylls schwebt, tritt an Ort und Stelle, und die Erde, auf der er steht, wird hart und trocken, unfähig, den Früchten des Seins ein Fundament zu sein. Im Idyll erlebt der Mensch die Verbundenheit mit der

Leichtigkeit. Er betritt es hungrig und verlässt es gesättigt. Er treibt plätschernd auf dem Fluss seines Lebens ins Losgelöste, scheinbar ziellos fließt er sich selbst entgegen in einem Zustand äusserst wachen Dämmerns. Es ist eine Wiedervereinigung mit sich selbst, die gleichzeitig eine Pause von sich selbst ist; ein Seelenidyll.

James Tissot (1836–1902) war ein französischer Maler und ein Idyllsucher. Er hatte seines, wie es bei den meisten von uns der Fall ist, in seiner Kindheit kennengelernt, und je älter er wurde, desto unerreichbarer kam es ihm vor. Aber er gab die Suche nie auf, und wenn es für immer verloren schien, malte er es. *Michael Bahnerth*

Die andere Sicht auf den Kolonialismus

Oxford-Professor Nigel Biggar ist zum Feindbild zeitgeistiger Akademiker geworden. Doch seine provokativen Thesen zu den europäischen Eroberungen sind bedenkenswert.

Rolf Hürzeler

Nigel Biggar: Colonialism – A Moral Reckoning. Harper Collins. 480 S., Fr. 46.90

London

Das klassizistische Entrée des Londoner Athenaeum Club ist so gross wie eine Turnhalle und kunstvoll verziert wie ein antiker Tempel. In der Mitte lädt eine breite Treppe ein, die grosszügigen Räume in den oberen Stockwerken zu besuchen, wo schon Charles Darwin und Charles Dickens das Weltgeschehen besprochen hatten. Denn das Athenaeum an der Prachtstrasse Pall Mall ist der Klub der englischen Dichter und Denker, die dem Vereinigten Königreich zu Weltruhm gereichten.

Der Theologe Nigel Biggar vom Christ Church College in Oxford kommt die Treppe hinunter und begrüsst mich in der traditionsreichen Halle. Höflich, aber bestimmt verlangt er, die Aktentasche in einer Ecke zu deponieren. Nicht etwa aus Sicherheitsgründen, sondern weil in den öffentlichen Räumen des Athenaeum niemand den Eindruck von Arbeitseifer aufkommen lassen darf: «Das sind leider unsere Regeln», sagt Klubmitglied Biggar. Denn wer dichtet und denkt, arbeitet nicht, lautet wohl die Logik.

Gegenwind um die Ohren

Er führt mich in den Drawing Room, einen Salon im ersten Stock von der Grösse zweier Turnhallen. Neben den Bücherwänden mit ihren alten Beständen fällt eine Bar auf, die an diesem Nachmittag mit mehr Flaschen bestückt ist als der Room mit Mitgliedern. Stimmen sind hier nur leise zu hören, man scheint sich die Gedanken lediglich zuzuflüstern.

Der Oxford-Professor Biggar ist seit einiger Zeit als prominentes Opfer der Cancel-Culture im Gespräch. Er kam mit seinem Buch «Colonialism – A Moral Reckoning» (Kolonialismus – ethische Überlegungen) ins Visier von politischen Eiferern: Diese teilen die vergangenen 500 Jahre in Gute und Böse ein, in europäische Täter und aussereuropäische Opfer. Der Bloomsbury-Verlag weigerte sich trotz einer Verein-

barung, Biggars Buch zu veröffentlichen. Konkurrent Harper Collins übernahm die Rechte noch so gern und freut sich jetzt über die schönen Verkaufszahlen.

Biggar, muss man wissen, ist ein Kämpfer für seine Überzeugungen, die aus der Sicht vieler nicht in die heutige Welt passen. So setzte er sich an der Uni Oxford für den Erhalt einer Statue ein, die den südafrikanischen Kolonialisten Cecil Rhodes (1853–1902) ehrt. Studenten bezichtigten den Unternehmer und Politiker des Rassismus,



Kämpfer für seine Überzeugungen: Theologe Biggar.

was Biggar für Unfug hält: «Geschichte ist seit je eine politische Waffe.» Die Rhodes-Figur steht noch, allerdings mit einer Texttafel versehen, die den Einwänden der Studenten entgegenkommt.

Jetzt weht ihm mit seinem neuen Buch erneut heftiger Gegenwind um die Ohren. Denn er hat geschrieben, was viele nicht glauben wollen: «Ich will den weitverbreiteten Fehlschluss widerlegen, dass nur die Europäer Kolonialisten waren.» Biggar führt als Beispiel Perser, Araber

und Afghanen an, die lange vor den Europäern in Teilen von Indien angekommen sind. Oder die indigenen Comanche in Nordamerika, die in vorkolonialer Zeit über Teile des Landes herrschten und andere Gemeinschaften dominierten. Oder die Maori auf der neuseeländischen Nordinsel, die in langen Kriegen andere Volksgruppen bedrängten. Biggar erläutert seine Argumente ruhig und mit der leisen Stimme, die im Athenaeum zum guten Ton gehört.

Trübstes Kapitel der Geschichte

Tatsache bleibt indes, dass die Europäer Länder wie Australien kolonialisiert haben und nicht umgekehrt: Schliesslich haben niemals Aborigines auf dem Londoner Trafalgar Square den Briten Weisungen erteilt – umgekehrt die Briten den Aborigines in Australien sehr wohl. Biggar teilt diesen simplen Befund, hält aber entgegen: «Auch unsere Insel ist einst kolonialisiert worden: von den Wikingern und später von den Normannen.» Er verweist zudem auf den indischstämmigen Premierminister Rishi Sunak oder die Handelsministerin Kemi Badenoch, die ihre Kindheit teilweise in Nigeria verbrachte. «Viele aus den ehemaligen Kolonien haben heute bei uns politisch das Sagen.»

Wer immer über Kolonialismus redet, sieht sich mit der Sklaverei konfrontiert, einem der trübsten Kapitel der menschlichen Geschichte: «Die Transportbedingungen für die Sklaven unter Deck der Schiffe auf dem Atlantik waren katastrophal [...], zusammengepfercht, ohne frische Luft, unterernährt», schreibt Biggar in seinem Buch. Doch an diesem fürchterlichen Bild bringt er Retuschen an: «Die Briten schafften 1807 nach den Dänen als zweites Land die Sklaverei ab.» In der Folge ging die Royal Navy an der Küste von Westafrika und in der Karibik gegen den Sklavenhandel vor.

In Nordamerika bekämpften die Briten Ende des 18. Jahrhunderts die Sklaverei, während die Propagandisten der Unabhängigkeit um George Washington sie beibehielten. Biggar erinnert auch daran, dass das schandvolle Geschäft keineswegs nur europäisch war: «Afrikaner hielten andere Afrikaner als Sklaven und verkauften



Auch Indien profitierte: Briten und Bengalen 1757 nach der Schlacht von Plassey.

sie den Europäern oder den Arabern.» Aber auch hier drängt sich der offenkundige Einwand auf: Afrikaner hielten kaum je Europäer als Leibeigene – umkehrt aber schon.

Als Theologe kennt Biggar die Gefahren moralischer Apologie. So schreibt er: «Niemand bestreitet, dass britische Siedler und Geschäftsleute oft rassistische Vorurteile hatten und dass ihre Gier zur Ausbeutung einheimischer Arbeitskräfte führte.» Aber eben nicht nur, mitunter war das Auftauchen der Europäer sogar hilfreich – zumindest zeitweilig. Diesen Befund erläutert er am Beispiel von Neuseeland, wo sich die Gemeinschaften der Maori während Jahrhunderten bekriegten. Laut Biggar versöhnten Missionare die Einheimischen mit ihrer christlichen Botschaft. Gleichzeitig litten die Maori unter den Übergriffen von Siedlern und baten die Krone um Schutz. Sie entschloss sich nach langem Zögern, eine kostspielige koloniale Administration aufzubauen.

Kolonialismus als Schutz der Indigenen? Der Gedanke mag absurd erscheinen, zumindest

aus der Sicht Biggars ist er im Einzelfall plausibel. Allerdings mit Einschränkungen, denn mit der britischen Verwaltung kehrte in Neuseeland kein Frieden ein. Vielmehr eskalierten Landstreitigkeiten zwischen Maori und den Zu-

Was heute als verwerflich gelte, könne früher moralisch akzeptabel gewesen sein.

wanderern. Nicht nur mit den britischen Ankömmlingen allerdings, sondern auch mit den asiatischen, die das Land als neues Siedlungsgebiet entdeckt hatten. Neuseeland ist für Biggar ein Beispiel dafür, wie komplex Kolonialgeschichte ist, wenn sie sich nicht nach den gängigen Stereotypen richtet.

Aber diese werden aus der Sicht Biggars gerne gepflegt, um nach der Schuld zu fragen und sie den Europäern zuzuschieben: «Ich bin stets skeptisch, wenn sich heute jemand als Opfer von Untaten in der Vergangenheit sieht, die seine

Vorfahren erlebten.» So sieht er die aktuellen Klagen von Nachfahren der Sklaven kritisch. «Meine Vorfahren waren verschuldete Kleinbauern in Schottland, aber ich fühle mich deswegen nicht als Opfer», sagt er. Biggar hält nichts von der verbreiteten Forderung nach Entschädigungen für erlittenes Unrecht in der Vergangenheit. «Das lässt sich nicht quantifizieren.» Was heute als verwerflich gelte, könne früher moralisch akzeptabel gewesen sein.

Biggar greift in seinem Buch auch Schlüsselereignisse der Kolonialgeschichte auf, wie die legendäre Schlacht bei Plassey vom 23. Juni 1757, zu Beginn der britischen Präsenz in Indien. In dieser Auseinandersetzung schlug ein zahlenmässig bescheidenes militärisches Kontingent der East India Company ein grosses Heer des bengalischen Machthabers durch Verrat. In der Folge setzte ein jahrelanger Niedergang Bengalens ein – «mit einer systematischen wirtschaftlichen Ausbeutung». Laut Biggar war dafür jedoch nicht allein die East India Company verantwortlich; ebenso wichtig waren vorkoloniale Auseinandersetzungen zwischen einheimischen Ethnien, die mit der Schlacht neu entfacht wurden. Klar ist jedoch auch, dass die Kolonialmacht für Blutvergiessen und wirtschaftliche Not sorgte.

Wunderwerk Eisenbahn

Aber eben nicht nur, laut Biggar. Denn er ist der Überzeugung, dass Indien in mancher Hinsicht von den Briten profitierte. Sie machten durch den Freihandel und Investitionen in die wirtschaftliche Infrastruktur den Subkontinent wettbewerbsfähig, wie selbst Karl Marx konstatierte.

Dazu gehörte auch der Bau von Eisenbahnverbindungen, die grösstenteils noch in Betrieb sind. Aus heutiger Sicht ist erstaunlich, dass die Anwesenheit der Briten überhaupt weitreichende Folgen zeitigte. Denn im Gegensatz zu Nordamerika oder Australien wurde Indien nie ein Einwanderungsland. Um 1900 lebten dort rund 300 Millionen Menschen, davon knapp 160 000 Europäer. Die Vermutung liegt nahe, dass Einheimische in den abgelegenen Teilen Indiens von den Briten kaum je etwas mitbekamen.

Die schiere Menge von Zahlen und Fakten, die Nigel Biggar in seinem Buch präsentiert, kann verwirren. Ich bitte ihn in unserem Gespräch im Drawing Room um eine Kurzformel seiner These. «Gier, Rassismus und Machtmissbrauch sind moralisch verwerflich», sagt er, «aber all das zeichnet nicht nur kolonialisierte Länder aus.» Mit diesen Worten erhebt er sich aus seinem Sessel und begleitet mich zurück ins grosse Entrée, wo die Aktentasche in einer Ecke geduldig gewartet hat.

Sein Leben als Mann

Daniel Weber

Blake Bailey: Philip Roth. Biografie. Hanser.
1088 S., Fr. 79.90

Was seinem Biografen widerfahren ist, könnte Philip Roth erfunden haben. Kaum war das lange erwartete Werk vor einem Jahr in den USA erschienen – es wurde lobend besprochen und gelangte sofort in die Bestsellerliste –, publizierte die *New York Times* schwere Vorwürfe gegen den Verfasser Blake Bailey, 57. Mehrere Frauen beschuldigten ihn der sexuellen Belästigung und der Vergewaltigung.

Sofort sauste das moralisch korrekt geschliffene #MeToo-Fallbeil nieder: Der Verlag W. W. Norton stoppte die Auslieferung des Buchs und stampfte die Auflage ein. Bailey verlor seinen Agenten und wurde vom Literaturbetrieb ausgestossen. Anklage gegen ihn ist bis heute nicht erhoben worden. Der Hanser-Verlag hat sich der Vorverurteilung nicht angeschlossen und nun die deutsche Übersetzung der Biografie herausgebracht.

Desaströse Ehen

Roth hatte mehrere Kandidaten erwogen, bevor er 2012 Bailey zu seinem Biografen auserkor. Er führte viele stundenlange Gespräche mit ihm, vermittelte ihm den Kontakt zu Freunden, gewährte ihm Zugang zu seinen in der Library of Congress verwahrten Dokumenten und vor allem zu seinem Privatarchiv mit Briefen und Tagebüchern. Bailey hat buchstäblich Berge von Material gesichtet und in acht Jahren minutiös aufgearbeitet. Die Veröffentlichung seiner Biografie hat Roth (1933–2018) nicht mehr erlebt.

Bailey hat in seinem tausendseitigen Werk Gewaltiges geleistet. Was das Buch nicht ist: eine vertiefte oder gar abschliessende Würdigung des Werks von Philip Roth. Was Bailey dafür gewährt, sind intimste Einblicke, die vor keiner Bettdecke haltmachen. Er handelt damit durchaus in Roths Auftrag: «Sie sollen mich nicht reinwaschen. Machen Sie mich einfach interessant.»

Das gelingt Bailey überzeugend, von der Kindheit Roths in Newark, New Jersey, wo er in einer jüdischen Familie als «durch und durch amerikanischer Junge» aufwuchs, bis zu den letzten Tagen des von Altersgebresten und einer Herzinsuffizienz geplagten Mannes. Bei aller Sympathie verklärt Bailey den Autor nicht; er dokumentiert akribisch sein Leben, aus dem viele Schlüsselmomente später in Roths Romane eingehen: Höhepunkte und Tiefpunkte wie die Depressionen und unerträglichen Rückenschmerzen, die ihn in Medikamentenabhängigkeit und an den Rand des Selbstmords trieben. «Zwischen seinem Leben und seinem Schreiben



Meister des Verwirrspiels: Autor Roth.

liege normalerweise ein Abstand von zehn Jahren», zitiert Bailey den Autor. (Der hinzufügte: «Nicht weniger als vierundzwanzig Stunden wie bei Updike.»)

Breiten Raum erhalten die Frauen. Roth verhehlte seine Sexbesessenheit nie, er hatte zahllose Geliebte, die er oft ohne Federlesens wieder

Roths Auftrag: «Sie sollen mich nicht reinwaschen. Machen Sie mich einfach interessant.»

abservierte. Seine beiden Ehen waren desaströs. Die erste mit Maggie Martinson kam nur zustande, weil sie mit einer ausgetauschten Urinprobe eine Schwangerschaft vortäuschte und danach angeblich abtrieb. Die chaotische Verbindung hielt nur vier Jahre. Nach dem Scheitern der zweiten Ehe mit Claire Bloom ver-

öffentlichte die britische Schauspielerin 1996 eine vernichtende Abrechnung, in der sie Roth als sadistischen Geizhals und frauenfeindlichen Tyrannen darstellte. Empört verfasste er eine fast 300-seitige Gegendarstellung, die er auf Anraten seiner Freunde nicht publizierte; Bailey hat er sie zur Verfügung gestellt.

Roth konnte kleinlich sein, rechthaberisch und verletzend. Aber auch grosszügig, nachsichtig und charmant. Und nie war er um einen guten Spruch verlegen. Nach dem Grosserfolg seines furiosen Romans «Portnoys Beschwerden» (1969) über einen zwanghaften Onanisten warf man ihm jüdischen Selbsthass und Antisemitismus vor. Der Philosoph Gershom Scholem schrieb: «Wir Juden werden den Preis zu zahlen haben, nicht der Autor, der in Obszönitäten schwelgt.» Roth meinte später lakonisch, die Geschichte habe Scholem widerlegt. «Kein einziger Jude hat für das Buch mehr

bezahlen müssen als ein paar Dollar in der Buchhandlung.»

Unterhaltsam sind die Klatschgeschichten aus dem in den 1960er und 70er Jahren noch glamourösen New Yorker Literaturbetrieb, das Gerangel um Vorschüsse und Preise, der Neid und die Intrigen unter missgünstigen Schriftstellern, Kritikern und Professoren. Und nicht zuletzt die Rivalität zwischen den beiden Stars Philip Roth und John Updike. Roth beneidete Updike um seinen «verdammten Sprachfluss», der ihn jeden Tag drei Seiten schreiben liess, während Roth, der unermüdlich an seinen Texten feilte, höchstens eine Seite schaffte.

Wie viel Roth schreibend von sich preisgab – oder verbarg –, vermag auch diese Biografie nicht zu ergründen. Nicht umsonst war er der Meister des autobiografisch-literarischen Verwirrspiels: «Die beste Verkleidung», schrieb er einmal, «ist, eine Maske zu tragen, auf der das eigene Gesicht abgebildet ist.»

Ein bisschen mehr Wärme

Sylvie-Sophie Schindler

Brianna Wiest: 101 Essays, die dein Leben verändern werden. Piper. 432 S., Fr. 34.90

Brianna Wiest: Lass los und finde zu dir selbst. Piper. 240 S., Fr. 34.90

Was sucht der Mensch, wenn er Rat sucht? Man könnte meinen, eine Lösung. Und sicher bisweilen Trost; auf jeden Fall irgendeine Art Beruhigung im mal mehr, mal weniger auftretenden Tosen und Brausen des Lebens. Kommt gar ein heftiger Sturm auf, könnte man sich freilich auch schlafen legen, wie es Jesus tat, als er mit seinen Jüngern mit einem Boot unterwegs war, das unterzugehen drohte. Während alle Panik und Furcht ergriff, war da also einer, der seelenruhig auf seinem Kissen lag. War ihm egal, dass alle zugrunde gehen könnten? Die Jünger weckten Jesus und machten ihm Vorwürfe. Der antwortete daraufhin: «Warum habt ihr solche Angst? Habt ihr so wenig Glauben?»

Tiktok-Sensation

Wer auf Gott vertraut, was braucht er noch, um das Leben gut zu bestehen? Eine rhetorische Frage, der die Überlegung angeschlossen ist, dass man ohne Gott wohl etwas anderes finden muss, um zurechtzukommen. Ob Ratgeberbücher etwas leisten können, was annähernd adäquat wäre? Das mag absurd erscheinen, aber die Gottlosigkeit hat vielerlei Auswüchse, man denke nur an die Klima-Apokalyptiker und ihre fanatische Ersatzreligion.

Was nun hat Brianna Wiest damit zu tun? Sie ist dreissig Jahre alt, sie ist Amerikanerin,



„Das macht er immer, seitdem der Fernseher in Reparatur ist.“

sie ist hübsch. Und sie schreibt spirituelle Ratgeber, die weggehen wie warme Semmeln. Und das weltweit. Bestseller folgt auf Bestseller. Das Marketing läuft über Social Media; ihr Erfolg gilt deshalb als «Tiktok-Sensation». Nach «101 Essays, die dein Leben verändern werden» und «The Mountain Is You» erscheint Ende April «Lass los und finde zu dir selbst». Brianna Wiest hat sich damit in einem Bereich durchgeboxt, der von Motivations-Gurus wie Anthony Robbins beherrscht wird. Das einhellige Mantra: Pack es an, du kannst glücklich sein, wenn du nur willst.

Selbstoptimierung made in USA. Einiges Gedankengut findet man bereits bei den grossen griechischen Philosophen; es wird nur imitiert und wieder neu aufgelegt. Mentaler Ramsch, der aber trotzdem, und das ist wohl das Geheimnis, richtig guttut. Eine Geborgenheitsoption inmitten einer kalten, dunklen Welt, so treffend einst vom französischen Philosophen Blaise Pascal beschrieben: «Das ewige Schweigen dieser unendlichen Räume erschreckt mich.»

So richtig kuschelig wird es trotzdem nicht. Brianna Wiests Sprache ist sperrig, eigenartig

lieblos, der Inhalt redundant und schwammig. Inklusive Kuriositäten. So lautet ein Tipp, man solle intensiver nachdenken über «die richtige Konjugation der Verben in einer Sprache, in der du dich im leichten Plauderton unterhalten kannst». Es scheint, als hätte sie aus zig anderen Ratgebern Floskel um Floskel neu zusammengesetzt. Um die Leser, wie ein Cheerleader seine Mannschaft, nach und nach zum Sieg zu treiben. Klassische Essays kann man unter diesen Umständen, auch wenn es der Titel ihres Bestsellers verspricht, nicht erwarten.

In den Zehn-Minuten-Kapiteln bricht sich der trivial-kitschige Charakter Bahn. Am Ende wartet vielleicht eine bessere Version von einem selbst. Gewiss, man könnte mit sich selbst zufrieden sein. So, wie man eben ist. Aber vielleicht traut man sich das nicht mehr in einer Welt, die von Superlativen beherrscht ist. Dort kann nur gewinnen, wer es schafft, Gott zu überlisten, um sein eigener Gott zu werden.

Was nun bedeutet es, dass Wiests Lebenshilferatgeber gerne gelesen werden? Egal, was dagegen vorzubringen ist, so muss ja viel dafür

Mentaler Ramsch, der aber trotzdem, und das ist wohl das Geheimnis, richtig guttut.

sprechen, auch wenn es sich einem selbst nicht erschliesst. Allein: Braucht es unbedingt eine gesellschaftliche Analyse? Kann nicht einfach genügen, dass es ziemlich viele Menschen gibt, die diese Bücher mögen? Und was ist eigentlich dagegen zu sagen, dass sich eine junge Frau hinsetzt – sie verfasste die «Essays» bereits in ihren frühen Zwanzigern – mit dem festen Willen, anderen Menschen mehr Lebensfreude zuzusprechen? Ein bisschen wärmer darf es in dieser Gesellschaft gerne werden.



Selbstoptimierung: Autorin Wiest.

Üble, aber einträgliche Geschäfte

Volker Seitz

Howard W. French: Afrika und die Entstehung der modernen Welt. Eine Globalgeschichte. Klett-Cotta. 512 S., Fr. 51.90

Howard W. French, bis 2008 Korrespondent der *New York Times* unter anderem in Westafrika und in der Karibik, versucht in seinem Buch aufzuzeigen, dass Afrikaner und Menschen afrikanischer Abstammung für die Neue Welt von zentraler Bedeutung waren. Laut seiner Darstellung wurde durch afrikanische Sklaven Europa und den USA ein wirtschaftlicher Vorteil gegenüber anderen Regionen der Welt verschafft.

Die Hochphase des transatlantischen Sklavenhandels erstreckte sich von 1680 bis 1830. Der Sklavenhandel und die Massenproduktion von Zucker und Baumwolle haben den Aufstieg Europas und der Vereinigten Staaten entscheidend ermöglicht. Die immensen Gewinne, die insbesondere durch die von Grossbritannien und Frankreich kontrollierten Plantagensellschaften in der Karibik erzielt wurden, halfen, die Wirtschaft beider Länder auf den Weg ins Industriezeitalter zu bringen.

Sklaven waren zugleich wichtige Kapitaleinheiten und Wertanlagen. Die Sklaverei sei aber auch eine Art Krieg gewesen, den die Weissen gegen alle Afrikaner führten, «ein Krieg gegen Untermenschen».

Selbstzensur der Experten

Zugleich beteiligten sich afrikanische Gemeinschaften mehr als bereitwillig am Sklavenhandel. Sie hatten keine Skrupel, den Europäern Sklaven zu verkaufen. Es gab eine alte Tradition der Sklaverei innerhalb und zwischen den afrikanischen Gesellschaften. Die in Kriegen unterlegenen Feinde wurden versklavt und als politische Beute behandelt.

Könige und Häuptlinge wurden rasch zu Konsumenten ausländischer Waren, meist Prestigegütern. Robert Harms, Professor für Geschichte an der Yale University, hat in seinem Buch «Das Sklavenschiff» den Palast des Sklavenverkäufers König Huffon in Dahomey (heute Benin) im 18. Jahrhundert beschrieben: «Die Gemächer waren üppig möbliert mit prächtigen Betten, gepolsterten Sesseln, Sofas und Spiegeln – genau wie jeder Herrschaftssitz in Europa. Die königlichen Speisekammern quollen über von importiertem Kaffee, Tee, Schokolade und köstlichen Gelees, und die königlichen Köche verstanden sich ebenso auf die Zubereitung der traditionellen Gerichte Whydahs (heute Ouidah) wie

auch auf die erlesensten europäischen Speisen. Im königlichen Weinkeller lagerten Weine aus Frankreich, Spanien, Madeira und von den Kanarischen Inseln sowie Cognac und andere exquisite Spirituosen aus Frankreich.»

Leider nur in Nebensätzen erwähnt French die Versklavung der Afrikaner durch Muslime vom 7. bis ins 21. Jahrhundert. Durch den arabischen Menschenhandel wurden mehr Afrikaner deportiert als durch den transatlantischen. Zwischen 1519 und 1867 wurden etwa zwölf Millionen Afrikaner nach Amerika gebracht.

Leider nur in Nebensätzen erwähnt French die Versklavung der Afrikaner durch Muslime.

Der muslimische Export aus Ostafrika war mit mindestens siebzehn Millionen Verschleppten – in die Kernländer des Islam – weitaus umfangreicher. Es gibt in diesem Punkt eine Selbstzensur der Experten, als ob die Auseinandersetzung mit dem Sklavenhandel der Araber zu einem Bagatellisieren des transatlantischen Sklavenhandels führen würde.

Im Westen gilt der Sklavenhandel längst als ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Ab 1814 versuchte die britische Regierung über internationale Verträge, den Sklavenhandel lahmzulegen. Englische Kapitäne, die man beim Transportieren von Sklaven ergriff, wurden gehängt. Egon Flaig schreibt in seinem Standardwerk «Weltgeschichte der Sklaverei»: «Die Welt verdankt die Abschaffung der Sklaverei der europäischen Kultur.» Und: «In Afrika musste die Abolition den Eliten gewaltsam aufgezwungen werden. Nicht bloss weil die einheimischen Eliten vom Versklaven und von Sklavenhandel und -haltung profitierten, sondern weil die staatlichen Gebilde auf dem permanenten Versklaven beruhten.»

Liberia, als unabhängiger Staat von ehemaligen Sklaven aus den Vereinigten Staaten gegründet, sieht French negativ, weil die ehemaligen Sklaven beziehungsweise ihre Nachkommen nicht an ihre Ursprungsorte zurückgebracht wurden. Seit 1822 wurden laut French 13 000 Schwarze mit Hilfe weisser Philanthropen angesiedelt. Weissen war es ausdrücklich verboten, Bürger Liberias zu werden.

Die christlichen, englisch sprechenden Siedler in Liberia mit amerikanischer Bildung waren von den Jägern, Sammlern und Subsistenzbauern der Waldregion so verschieden wie eine Besatzungsmacht, die in Afrika eintraf. Zwischen der kleinen Gruppe schwarzer Ausländer und der viel grösseren Zahl der einheimischen Liberianer, die letztlich Vasallen wurden, gab es Spannungen. Das Abgleiten ins Chaos setzte 1980 ein, als die über hundert Jahre dauernde Herrschaft der amerikanisch-liberianischen Elite ein blutiges Ende fand.



Hochphase des transatlantischen Sklavenhandels: Katalanischer Weltatlas.

Schweizer Pionier der Atomkraft

Karl Lüönd

Monika Gisler: Erzählte Physik. Paul Scherrer und die Anfänge der Kernforschung. Chronos. 260 S., Fr. 42.90

Zerstreuter Professor? Gelehrter im Elfenbeinturm? Paul Scherrer (1890–1969) war das pure Gegenteil davon, nämlich der Prototyp des Wissenschaftsmanagers und Kommunikators. Am Ende seiner vierzigjährigen ETH-Karriere gelang ihm zusammen mit dem Industriellen Walter E. Boveri etwas Einmaliges: Er konnte die wesentlichen Linien eines der grössten wissenschaftlich-industriellen Projekte der Schweiz im 20. Jahrhundert bestimmen, der kerntechnologischen Forschung in der Nachkriegszeit.

Mit Spannung und Freude liest man dieses Geschichts- und Geschichtenbuch aus dem Grenzgebiet von Forschung, Wirtschaft und Politik. Die Historikerin Monika Gisler hat während langer Arbeitsjahre mit sicherem Urteil aus dem reichen Quellenmaterial das Wesentliche herausgefiltert und das unendlich komplexe Thema verständlich dargestellt.

Physik spielte sich zunächst an der ETH unter armseligen materiellen Bedingungen ab. Auffallend viele Physiker, schon damals eine international vernetzte Community, waren Juden. Scherrer, ein scharfer Nazigegner, half ihnen, wo er konnte. Diskreter, aber tückischer Antisemitismus gehörte zu den akademischen Gepflogenheiten.

Hiroshima brachte die Wende

Scherrer stand als Experimentalphysiker unter seinesgleichen früh in hohem Ansehen, denn sein Doktorvater Peter Debye erhielt 1936 den Nobelpreis (allerdings für Chemie) für eine neue Methode zur Bestimmung der Struktur von polykristallinen Pulvern. Weil Scherrer als Nachwuchskraft wichtige Beiträge zu diesem

Ein US-Agent plante allen Ernstes, Heisenberg 1944 zu entführen, eventuell gar zu erschiessen.

Knüller geleistet hatte, wurde es Debye-Scherrer-Verfahren genannt. Später freilich sei er, wie Gisler in schöner Offenheit schreibt, «ein begnadeter Lehrer und exzellenter Netzwerker, aber ein mittelmässiger Forscher» gewesen.

Schon 1927 wurde der kontaktfreudige und politisch wie kommunikativ begabte Professor in den Vorstand des Physikalischen Instituts befördert. Zusammen mit Wolfgang Pauli entwickelte er es vom «Wartesaal für

deutsche Hochschulen» zum internationalen Forschungszentrum für Kernphysik.

Scherrer mischelte für vertriebene jüdische Physiker schlecht bezahlte Schweizer Assistentenposten. Mit seiner Empfehlung fanden viele von ihnen sichere Stellen, vor allem in den USA. Mit Otto Hahn und Debye organisierte er 1938 die illegale Ausreise der deutschen Kernphysikerin Lise Meitner nach Schweden.

Scherrer war zeitweise ein Informant des von Allen W. Dulles in Bern koordinierten US-Geheimdienstes. Auch während des Krieges hatte er beste Kontakte, unter anderem zum politisch ambivalenten deutschen Physiker-Star Werner Heisenberg, der oft in Zürich war. Monika Gisler deckt auf, dass ein US-Agent 1944 allen Ernstes plante, Heisenberg während eines Vortrags an der ETH zu entführen, eventuell gar zu erschiessen, um deutsche Atomwaffenpläne zu stoppen. Hiroshima brachte die grosse Wende in der öffentlichen Wahr-



Wir bringen Ihre kreativen Seiten erfolgreich zur Entfaltung!

SCELLENBERGGRUPPE
schellenberggruppe.ch

nehmung der Atomwissenschaft. Auch die offizielle Schweiz erkannte plötzlich deren enormes ziviles Potenzial. In einem ganzseitigen Artikel in der NZZ erklärte Scherrer Ende 1945 effektiv und verständlich, was daraus alles werden könnte. Damit setzte er die Nutzung der Atomenergie für drei Jahrzehnte auf die innenpolitische Traktandenliste.

Gegen Ende seiner vierzig Jahre dauernden akademischen Karriere half Scherrer massgeblich bei der Gründung des Cern bei Genf mit und baute die Reaktor AG Würenlingen für angewandte Forschung in Kerntechnologie auf. Das Institut ging an die Eidgenossenschaft über. 1988 wurde es nach Paul Scherrer benannt. Diese Form der Ehrung blieb einmalig in der Schweiz.



Die Bibel Ideologien wegkippen

Darum soll niemand über euch zu Gericht sitzen in Sachen Speise und Trank, Fest, Neumond oder Sabbat; das alles ist ja nur ein Schatten des Künftigen, das Wirkliche ist Christus (Kolosser 2, 16f.). – Ordentliche Gerichte sind dazu da, Angeklagte gesetzesgemäss und öffentlich zu verurteilen oder freizusprechen. Daneben gibt es auch selbsternannte Richter und Richterinnen, die in Medien und Netzwerken andere verurteilen, nicht zu Bussen und Gefängnis, aber zum Verlust des Ansehens und oft zum Ausschluss aus Gesellschaft und Wirtschaft. Die Anklage lautet meistens anders als im Kolosserbrief. Speisen kommen neuerdings wieder vor, die Frage ist nicht, ob sie koscher, sondern ob sie irgendwie schädlich seien. Informationen über die Substanzen in den Lebensmitteln sind sinnvoll, eignen sich aber nicht als Kriterium, um die Heilsgemeinschaft von den Verdammten abzugrenzen.

Ebensowenig eignen sich dafür andere Heilsbotschaften wie die Klimarettung, der Antirassismus oder die Impfpflicht. Die Aufmerksamkeit sollte sich nicht vom Verdacht leiten lassen, dass Gruppen, denen man selber nicht angehört, auf das Verderben hinarbeiten. Wohin das führt, zeigt der Vergleich zwischen verschiedenen politischen Kulturen und ihrem Umgang mit neuen Kräften. In Deutschland wird die AfD seit Jahren wie eine Seuche isoliert. Dadurch gewinnt sie Wähleranteile. Die FPÖ in Österreich war mehrfach an Regierungen beteiligt und ist dadurch entzaubert. Italien wird seit einiger Zeit von angeblichen Neo- und Postfaschisten (mit)regiert, und siehe da: Sie machen es nicht schlechter als ihre Konkurrenten aus den muffigen Salons.

Anstatt das Ungewohnte anzuklagen, möge man den Blick auf den Repräsentanten Gottes richten. Er hat die Ungeliebten aufgesucht und die Ideologien zugunsten des Respekts und der Liebe weggekippt.

Peter Ruch

Diese romantische Männlichkeit

Bruce Willis hat als Actionfilm-Held auch Frauen begeistert. Was wird aus dem Genre, jetzt wo sich der grandiose Schauspieler wegen Demenz verabschieden muss?

Tom Kummer

Wir sterben alle. Männer früher als Frauen, manche langsamer als andere. Von non-binären Wesen fehlen noch die Daten.

Einzig Hollywoodstars gelten als unsterblich. Besonders jene, die Berühmtheit durch Rollenbilder erlangten, die von der Jetzt-Generation als «toxische Männlichkeit» verschrien werden: der muskulöse Actionheld, der erfolgsverwöhnte Businessmann, der mörderische Soziopath oder der charmante Womanizer.

Die Liste mit Filmfiguren, die uns mit Gewaltexzessen, Sexismus oder herablassender Art erfolgreich unterhalten haben, ist lang. Sie wurden gespielt von James Cagney und Humphrey Bogart über Marlon Brando, Burt Reynolds, Al Pacino, Clint Eastwood, Sylvester Stallone bis Arnold Schwarzenegger. Stereotype Männerbilder aus Hollywood, die unsere Welt in den Untergang treiben werden; für die Listenhaie der woken Denkpolizei erscheinen sie meist erst bei der Generation von George Clooney, Tom Hardy oder Harry Styles akzeptabel.

Selbst skrupellosen Hollywood-Produzenten ist längst klargeworden: Wer will noch harte Typen im Kino sehen, die in ihren Rollen Emotionen einfach herunterschlucken und andere Personen herabwürdigen, vor allem Frauen? Doch was den endgültigen Paradigmenwechsel im Geschlechterverhältnis betrifft, scheint die Gesellschaft immer noch gespalten. Während der eine Teil der Männer sich im Wandel befindet, pocht der andere auf eine Retraditionalisierung der Männlichkeit. Und es scheint völlig offen, wohin das Pendel in Hollywood stärker ausschlagen wird.

Als Stotterer gemobbt

Dabei gab es schon immer Hoffnung! Für Männer und Frauen! Diese Hoffnung strahlt nämlich noch heute als Feinripp-Unterleibchen aus der Kinovergangenheit in unsere Gegenwart. Ich kann mich noch gut an den 22. Juni 1988 erinnern: Filmstart in den USA von «Die Hard – Stirb Langsam». Der von Bruce Willis gespielte Cop John McClane kommt schlecht gelaunt in Los Angeles an, schwitzt sein Unterhemd

durch, dreckt es ein, wie es noch nie jemand zuvor im Kino getan hat. Er läuft barfuss über Glasscherben, redet ständig mit sich selbst, und führt unfassbar cool mit der linken Hand die Zigarette zum Mund, Kopf leicht schräg, Augen leicht zugekniffen, Maschinenpistole über der rechten Schulter. Ein guter Grund, sofort nach L.A. zu ziehen – und mit dem Rauchen anzufangen!

Aber noch bedeutsamer: Bei seinem Leinwanddebüt will Bruce Willis nicht wie James Bond gleich die ganze Welt, sondern allein seine Freundin retten. Was seiner Männlichkeit die nötige Spur Romantik schenkt und den genre-üblichen Machismo ein paar Grade herunterdimmt. Bruce Willis führt dabei mit Softie-mässigen Blicken, knapper Körpersprache und trockenem Sarkasmus eine «erfrischend neue Männlichkeit» (*Emma-Magazin*) im Actionhelden-Olymp der neunziger Jahre ein und begeistert besonders die Frauen – da-

Willis will nicht wie Bond gleich die ganze Welt, sondern allein seine Freundin retten.

mals, als all die Rockys, Rambos und Terminators grösser, böser und breiter als Bruce Willis waren, der schon mit Anfang dreissig hohe Geheimratsecken hatte. Seine Muskeln sind für einen Helden ebenfalls recht bescheiden. Als Posterboy liefen ihm Richard Gere, Harrison Ford oder Mel Gibson den Rang ab. Willis besitzt aber etwas, das die andern nicht haben: Selbstzweifel, Witz, Coolness.

Gut möglich, dass wir den erfolgreichsten Actiondarsteller der 1990er Jahre – und damals Vorbild für eine neue Männlichkeit im Hollywoodkino – einer menschlichen Schwäche zu verdanken hatten. Geboren am 19. März 1955 in Idar-Oberstein als Sohn eines dort stationierten amerikanischen Soldaten und einer deutschen Mutter, hat Bruce Willis als Jugendlicher mit starkem Stottern und gnadenlosem Mobbing zu kämpfen. Erst als er auf einer Theaterbühne steht, sind das Stottern und die Unsicherheit

wie weggeblasen. Diese «Schwäche» schenkt Willis die Aura des Underdogs, was sein erster und wichtigster Berater, Richard Lovett von der damals führenden Hollywood-Agentur CAA, sofort erkennt.

Er verschafft seinem neuen Klienten, der damals noch in einer Bar arbeitet, einen Job im Serien-Hit «Moonlighting» (1985 – 1989) an der Seite von Cybill Shepherd. Dass er später mit «Die Hard» die grosse Chance bekommt, verdankt er nicht nur Lovett, sondern auch den Absagen von Sylvester Stallone, Harrison Ford, Mel Gibson und Richard Gere – und der Schwangerschaft von Cybill Shepherd, seiner Partnerin in der Serie. Ohne ihre einjährige Drehpause hätte er die Rolle nicht übernehmen können.

Plaudern statt prügeln

«Die Hard» macht ihn über Nacht zum Weltstar und reich. Fünf Millionen Dollar Gage – Tom Cruise oder Michael J. Fox, die damaligen Top Shots, müssen sich noch mit drei Millionen zufriedengeben. Es ist auch das Werk des genialsten Hollywood-Agenten seiner Zeit, der den Zeitgeist perfekt liest und für seinen Klienten einsetzt. Fünf Jahre später folgt der nächste Coup. Willis soll die Rolle des Boxers Butch in Quentin Tarantinos «Pulp Fiction» spielen. Ein Werk rund um ironisierte Männlichkeit, das acht Millionen Dollar kostet, 220 Millionen einspielt und Willis zum Kultschauspieler macht, der die Rituale und Codes männlicher Selbstvergewisserung zugleich anwendet und veralbert. Sein Schauspiel konnte selbst im postmodernen Superheldendrama zu Tränen rühren.

Sein Agent, Richard Lovett, hatte begriffen, welche Qualitäten in Zukunft im männlichen Star gefragt sind: Soft Skills! Empathie! Plaudern statt prügeln! Agenten wie Lovett gelten übrigens als jene bösen Engel, die Hollywoodstars beratend durch ihre Karriere begleiten, bis sich Ruhm und Image verselbständigen und Unsterblichkeit einsetzt – egal, ob sich irgendwann auch die Endlichkeit des Star-Körpers bemerkbar macht.

Bei Bruce Willis, er ist mittlerweile 68, wurde letztes Jahr Demenz diagnostiziert. Er wird nie mehr in einem Hollywoodfilm spielen. Etwa zwei Jahrzehnte lang war er einer der grössten Kinostars der Welt, spielte in Blockbuster-Filmen, liess die Kinokassen klingeln. Auch in Arthouse-Filmen brillierte er: in Luc Bessons «The Fifth Element», Terry Gilliams «12 Monkeys», Wes Andersons «Moonrise Kingdom», Robert Rodriguez' «Sin City» oder M. Night Shyamalans «The Sixth Sense». Seine Filme spielten weltweit über fünf Milliarden Dollar ein.

Doch dann geschah etwas. In den letzten Jahren verblasste der Stern von Bruce Willis. Viel-

leicht geschah es, nachdem er sich einen neuen Beraterstab zugelegt hatte. Viele Mitarbeiter äusserten plötzlich Besorgnis über sein Wohlergehen, stellten die Machenschaften seines neuen Managements in Frage. Besonders angesichts der vielen Action-Schrottfilme, in denen Willis auftritt, die nie im Kino erscheinen – zwanzig Filme in vier Jahren, sogenannte «Direct-to-DVD»-Werke.

Dem Anschein nach hatte Willis zuletzt nicht mehr gewusst, was er an einem Filmset tat und wie er überhaupt dorthin gekommen war – so erinnerte sich der britische Regisseur Jesse V. Johnson, der womöglich den letzten

Film mit Willis drehte, «White Elephant». Bruce habe immer wieder gefragt, wo er sei. Er war sich seiner Umgebung am Set nicht mehr voll bewusst, obwohl er immer noch zwei Mil-

Sein Schauspiel konnte selbst im postmodernen Superheldendrama zu Tränen rühren.

lionen Dollar Gage für zwei Tage Arbeit kassierte. Bei den Dreharbeiten müssen sich herzerreissende Szenen abgespielt haben – als man nämlich dem grossen Bruce Willis Satz für Satz des Dialogs durch einen Ohrhörer füttern musste.

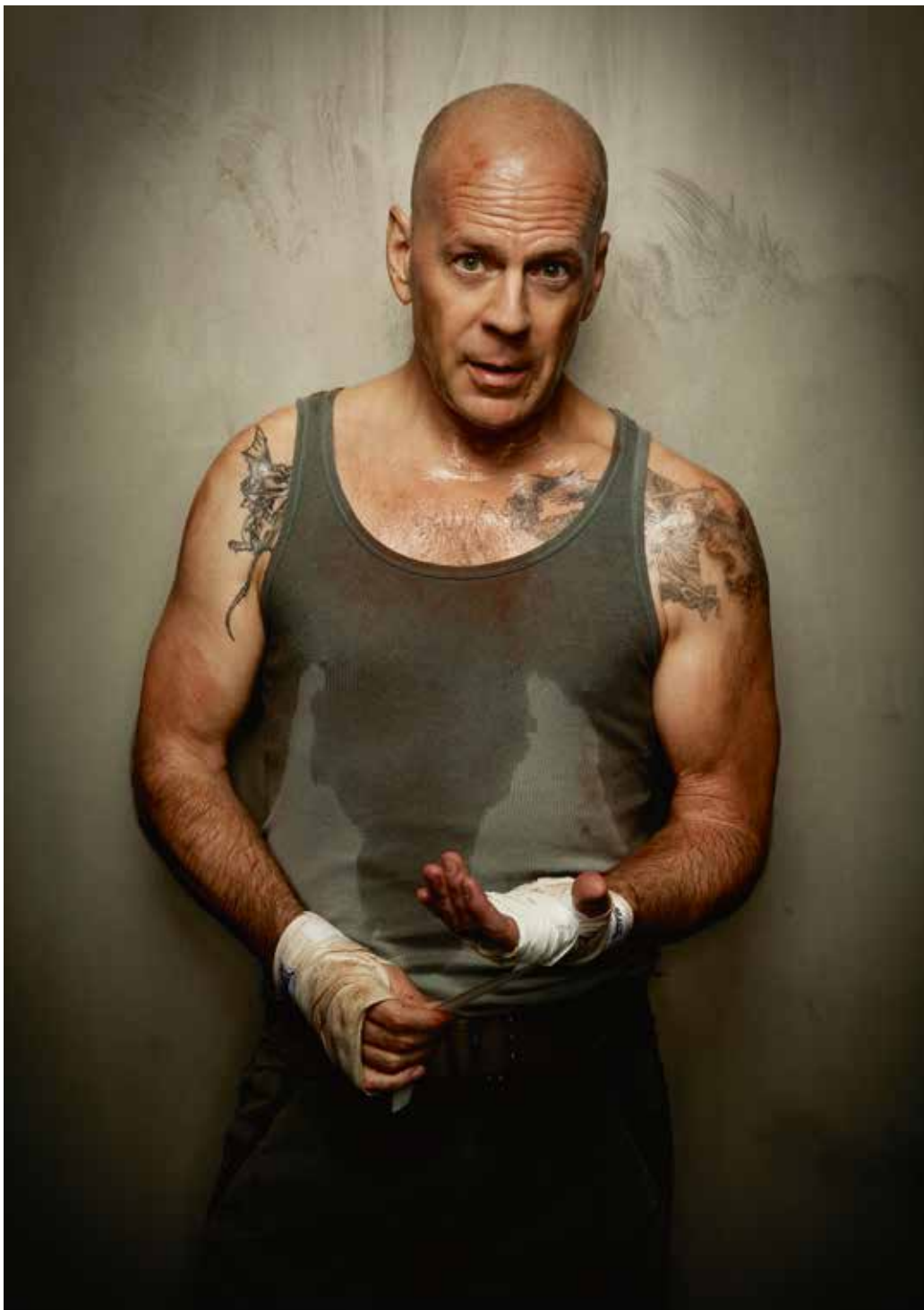
Das Ende dieser Leidenszeit leitete dann nicht Willis' Management ein, auch nicht seine Frau, Emma Heming-Willis, eine Britin mit maltesischen Wurzeln. Es war seine Ex, Demi Moore, die offenbar die Trennung von seinen Beratern erzwang und Willis aus der Schusslinie nahm, wie das Magazin *Vanity Fair* berichtete. Demi Moore soll sich einst in den jungen glatzköpfigen Actionhelden verliebt haben, weil der «nicht viel darüber nachdenkt, was andere von ihm denken». Das Paar hat drei Töchter zwischen 19 und 26 und galt lange Zeit als das einflussreichste Ehepaar von Hollywood. Sie trennten sich 1998.

Perfekte Familienidylle

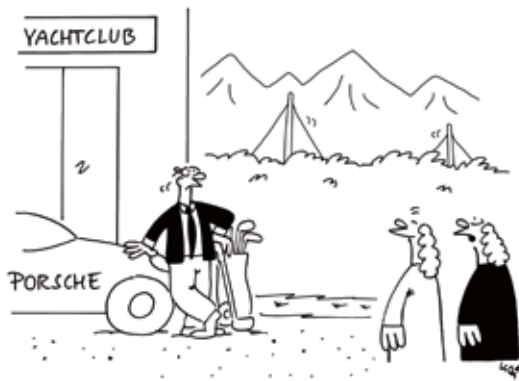
Nun wurde aber bekannt, dass es in den letzten Jahren nichts als Liebe zwischen Bruce und Demi gegeben haben soll, besonders nach der Aphasie- und Demenzdiagnose. Kürzlich zog Demi Moore sogar ins Anwesen in Brentwood, Los Angeles, wo Willis mit seiner jetzigen Frau Emma und den beiden Töchtern lebt. Sie wolle das «bis zum Ende von Bruce durchziehen». Ausserhalb der Willis-Familie gibt es Zweifel, ob das gutgehen könne. Doch Demi Moore war schon immer der Fels an der Seite von Bruce Willis. Sie sei fest entschlossen, dafür zu sorgen, dass jeder Tag, den ihr Ex-Mann noch lebe, voller Liebe sei. Sie glaube heute an die Wunder der perfekten Familienidylle.

Ob Bruce die Anwesenheit von Demi wirklich mitbekommt, ist unklar. Das neue Glück heisst Patchworkfamilie – dieser lustige Name für eine zusammengewürfelte Lebensgemeinschaft, der nach buntem Flickenteppich klingt und Stiefeltern in schönster Eintracht zusammenleben lässt. Auch die fünf Töchter von Willis würden ganz ungezwungen miteinander umgehen.

Stellt sich da noch die Frage nach der Krise der Männlichkeit? Nicht für Bruce Willis, der heute den ultimativen Zukunftstraum lebt: *It's a woman's world.*



Selbstzweifel, Witz, Coolness: Womanizer Willis.



„Altersvorsorge gut und schön - aber hör endlich auf, unserem Lottomillionär immer zuzuzwinkern...“

Fernsehen

Nur ein Wort: Schade

Hubert Mooser

Eco Talk: Mit Reto Lipp. Auf Play Suisse abrufbar.

Wirtschaftssendungen wie der «Eco Talk» sind keine Gassenhauer. Aber manchmal lohnt es sich hineinzuhören, wie am 3. April, als der Vizepräsident des Nationalbankdirektoriums, Martin Schlegel, zum CS-Debakel Red und Antwort stand. Reto Lipps sachliche Art, zu fragen und zu hinterfragen, liess auch Nichtfinanzexperten beim Gespräch bleiben. Vor allem verzichtete er auf schwerfällige englische Fachbegriffe. Was es an technischen Abläufen zu erklären gab, wurde dem Publikum anhand verständlicher Grafiken gezeigt.

Schlegel kam nie ins Schleudern, obwohl Lipp wiederholt nachhakte. Den Vorwurf, die SNB hätte, um wieder Vertrauen in die CS herzustellen, klarer und mit absoluten Zahlen kommunizieren sollen, parierte er mit dem Argument: Die Nationalbank habe nicht das Mandat, eine Bank zu retten; sie sei zuständig für die Preisstabilität im Land. Das ist wieder einmal typisch Schweiz: Paragrafenreiterei bis zum bitteren Ende.

An anderer Stelle überraschte der Nationalbankler hingegen. So erklärte Schlegel, dass SNB, Finma und der Bundesrat monatelang verschiedene Lösungen geprüft hätten. Der Bundesrat habe sich dann für die Fusionslösung entschieden. Da fragt man sich: Wenn die schon seit Monaten über Lösungen brühten, warum wurde dann sozusagen auf dem letzten Zacken und per Notrecht die Fusion der CS mit der UBS beschlossen?

Zum Schluss des Interviews wollte Lipp von Schlegel wissen, wie er es finde, dass wir nur noch eine Grossbank hätten. Seine trockene Antwort: «Schade.» Ja, so kann man den Untergang einer 167 Jahre alten Bank auch sehen.

Film

Im Herzen jung geblieben

Wolfram Knorr

Manta, Manta – Zwooter Teil (Deutschland 2023). Von Til Schweiger. Mit Til Schweiger, Tina Ruland, Luna Schweiger, Michael Kessler.

Also, wie er so in seiner Autowerkstatt steht, in diesem Metal-Heavy-Ambiente, im roten Overall und mit dem Gesicht eines zerknitterten Lakens, dabei supercool den Zahnstocher zwischen den Lippen, dann demonstriert er seinen Fans wie high und hip und *hot* er immer noch ist: der 59-jährige Til Schweiger, Deutschlands einziger Kinostar. In «Manta, Manta – Zwooter Teil» lässt er's nochmals richtig krachen. Natürlich in Personalunion (bis aufs Drehbuch, da haben noch weitere dran gefummelt, hat er alles gestemmt). Er ist gealtert, unübersehbar. Er ist reifer, abgeklärter, kantiger, lakonischer, das soll man auch sehen, gepaart mit seiner juvenilen Hallodrihaftigkeit. Im Herzen jung geblieben eben.

Grund genug also, um dreissig Jahre nach seinem urigen Manta-Film nochmals so richtig Gas zu geben – wie diese tollen Hollywoodkerle; wie dieser Tom Cruise, der ebenfalls nach über dreissig Jahren nochmals ins Cockpit gestiegen ist. Til Schweiger kann das auch mit einem Opel Manta. Allerdings haben sich die Zeiten geändert. Die Jungen lachen über die aufgemotzte Proll-Karre. Ja klar, damals trug er noch das passende Feinripp-Unterhemd dazu. Jetzt halt den Zahnstocher im Mund.

In längst vergangenen Tagen wollte Schweiger wie so viele nach Hollywood. Er schaffte es nicht (wie so viele), dafür in Deutschland, und forderte mit seinem Hang zur Übertreibung die Kritik heraus. Er schlug zurück. Inzwischen ist ihm die Kritik wurscht. Sie ist eh elitär, sein Publikum nicht. Von diesen Scharmützeln abgesehen, hat Schweiger ja recht: Der deutsche Film ist international – mit wenigen Ausnahmen – Popelkram. Läuft ein Tom-Cruise-, Keanu-Reeves-, Vin-Diesel- oder selbst noch ein Sylvester-Stallone-Film, füllen sich die Säle. Dem deutschen Film fehlen solche Figuren, Idole sind ihm nicht geheuer.

In den Nachkriegsjahren gab es sie noch: Hardy Krüger, Curd Jürgens, Mario Adorf, Horst Buchholz, Götz George, Maximilian Schell, Romy Schneider, Maria Schell et cetera. Hollywood angelte sich einige, der Rest verhungerte auf der Leinwand. Der deutsche Film verkam zum «Schnulzen-Kartell». Mit den «Rebellen», die mit «Opas Kino» Tabula rasa machten, entstand ein neues Kartell, das das Kino von den

Til Schweiger hat ja recht: Der deutsche Film ist international Popelkram.

Füssen auf den Kopf stellte und das Publikum vergrätzte. Dafür hingen die Filmemacher am Tropf. Den Weg in Richtung Unterhaltung sollte keiner mehr finden. Und so marschierte der neue deutsche Film mit Denkanstössler-, Grübel- und Bewusstseinstimmer-Zeugs auf den Holzweg, gemeinsam mit den Mimen, die vom Gewicht der Welt ganz schwach wurden. Die Filme trugen Titel wie «Nicht versöhnt»,



Kraft der Unbekümmertheit: Til Schweiger und Luna Schweiger in «Manta, Manta».

«Falsche Bewegung», «Der sanfte Lauf», «Bleierne Zeit», «Dunkle Tage» und so weiter.

Letztes Abgas-Halali

Wer also wollte es einem Til Schweiger, der das grosse Kino liebt, verdenken, mit dieser Grämlichkeits-Cineasterei nichts am Hut haben zu wollen? Er glaubte, das Zeug zum Star zu haben. Hat ja auch geklappt. 1991 war er in «Manta, Manta» der Autofreak Bertie, der mit einer getunten Schleuder im Ruhrgebiet Furore macht. Die Kritik verriss den Film und Schweiger mit. Egal. Ein Riesenhit entstand, der nicht nur die Autofans begeisterte, sondern auch Schweiger aus den Niederungen der «Lindenstrasse» auf die grosse Leinwand katapultierte.

Er begann etwas zu verkörpern, was es im deutschen Film lange nicht mehr gegeben hatte: den Kumpel-Charmebolzen, der kraft seiner Unbekümmertheit die Jugend ansprach. Damit wuchsen Ehrgeiz und Einfluss, Til Schweiger wurde sein eigener Drehbuchautor, Produzent, Regisseur. Mit «Honig im Kopf» (2014) lockte er neunzehn Millionen ins Kino und wurde selbst von der Kritik respektiert. Er war auf dem Gipfel, drehte unermüdlich nette Komödien und kompensierte die zunehmende Dürftigkeit der Drehbücher mit sich als Star. Wen wundert's, dass er in dieser Situation auf den guten alten Sprit-Hit «Manta, Manta» zurückgriff?

Doch so richtig Gas als letztes Abgas-Halali zum Verbrennungsmotor-Ende gibt er spät. Nur zwei Rennen finden statt, dafür steht die Familie im Zentrum, wie bei Vin Diesel und seiner «Fast & Furious»-Familien-Gang. Bertie hat Sorgen, seine Werkstatt ist pleite. Kein Wunder, bei dem, was da so rumsteht. Dafür bleiben – anders als im Ur-«Manta» – die CO₂-Werte moderat.

Ausstellung

Das Chalet, ein Stück Schweiz

Rolf Hürzeler

Chalet. Sehnsucht, Kitsch und Baukultur:
Schweizerische Nationalbibliothek. Bern.
Bis 30. Juni

Der Berner Franz Niklaus König war Kunstmaler und Kleinunternehmer. Er lockte zu Beginn des 19. Jahrhunderts sein Publikum zur Besichtigung alpiner Transparentbilder – gegen Entgelt. Denn er verstand es, das Berglerleben durch die dekorativ erleuchteten Farbhelgen zu verherrlichen. Mittendrin stand das Chalet als «geschützter Ort» im lateinischen Wortsinn.

Eine Bleistiftzeichnung und ein Ölbild von König hängen derzeit in der Ausstellung in der Schweizerischen Nationalbibliothek. Die kleine Schau belegt, dass hinter der Sennhütte noch

etwas anderes steckt als ein alpines Holzhaus mit überstehendem Satteldach. Es steht für einen Abschnitt helvetischer Kulturgeschichte.

Beim Betreten der Räumlichkeiten lachen einem die bekannten Chalets in Spielzeuggrösse entgegen. Sie sind viel mehr als Kitsch – Ausdruck einer alpinen Märchenwelt. Daraus kann ein Geschäftsmodell resultieren, wie Souvenir-Chalets aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert zeigen. Sie stammen aus der in fünfter Generation tätigen Manufaktur Jobin in Brienz.

Roman Polanski verbrachte sechs Monate in seinem Gstaader Chalet unter Hausarrest.

Das Familienunternehmen machte Holzhäuschen, später auch Musikdosen, zu einem Exportschlager, der mit dem Tourismus eng verknüpft ist. Das Chalet als Freizeiterlebnis sollte im Alltag zu Hause präsent sein. Andere Unternehmer boten im 19. Jahrhundert sogar richtige Chalets in Bauteilen an, so dass die Kundschaft die Häuschen in der nordamerikanischen Savanne oder im Kaukasus errichten konnte – ein Stückchen Schweiz, wo immer man es sich wünschte.

Klischee mit Zukunftspotenzial

Wer die Sennhütte einzig mit Nostalgie in Verbindung bringt, liegt falsch. Das zeigen Episoden aus der jüngeren Geschichte, wie der Fall Roman Polanski. Der Regisseur hätte 2009 den Zürcher Filmpreis entgegennehmen sollen. Wegen eines amerikanischen Haftbefehls wurde Polanski bei der Einreise festgenommen und verbrachte sechs Monate in seinem Gstaader Chalet unter Hausarrest. Dem Mann dürften die heimeligen Gefühle abhandengekommen sein. Ebenso wie dem deutschen Verleger Axel Springer, dessen Feriendomizil, ein schlossähnliches Chalet in Gstaad, 1975 in Flammen aufging. Urheber des Anschlags waren der Genfer Schriftsteller Daniel de Roulet und dessen Freundin, die Springer fälschlicherweise für einen Ex-Nazi hielten. De Roulet bekannte sich mehr als dreissig Jahre später zur Tat, als sie verjährt war.

Selbst Klischee-Chalets haben Zukunftspotenzial, wie die Pariser Architektin Charlotte Perriand (1903–1999) zeigte, die sich intensiv mit der Alpenwelt auseinandersetzte. Sie baute im savoyischen Méribel ein Chalet de luxe als Refugium oder im benachbarten Bourg-Saint-Maurice den gigantischen Skisportkomplex Les Arcs, der indes kaum als sanfte Möblierung der Bergwelt durchgehen kann.

Das Holzhäuschen als romantische Idee hat noch lange nicht ausgedient. Das beweist der Kiosk an der Tramhaltestelle des Berners Helvetiaplatzes, ein paar Schritte von der Nationalbibliothek entfernt. Die Verkaufsstelle führt eine grosse Auswahl Souvenir-Chalets als Schlüsselanhänger oder Haushaltsmagnete.

Alben für die Ewigkeit

Miles Davis: Bitches Brew

Heute würde wohl so ein Albumtitel nicht mehr durchgehen. Das Plattencover ist Hippie-Surrealismus mit brennenden Mohnblumen, nackten Frauen und Utopien jenseits der Wirklichkeit. Salvador Dalí hätte es nicht besser hingekriegt.

Berühmtheit hat dieses Doppelalbum erlangt, weil es noch konsequenter als das Vorgängeralbum «In a Silent Way» Jazz mit Rockelementen verband, was später als «Fusion» bezeichnet wurde. Es gilt als die Initialzündung der Fusion-Musik und nimmt damit nicht nur im Werk von Miles Davis, sondern auch in der Entwicklung des Jazz eine herausragende Stellung ein. Inspiriert wurde Miles Davis zu diesem Album durch



das Woodstock-Festival. Die erste Session fand nur wenige Tage nach diesem statt. Das Trompetengenie war bekannt dafür, dass es nur mit ein paar Notizen und Akkorden ins Aufnahmestudio kam. Seine Mitmusiker liess Davis einfach zu bestimmten Grooves jammen. «Sie sollen einfach spielen, was sie hören», war seine Devise. Es entstand ein luftiger, aber zugleich dichter Sound, ein grossartiges Klangkaleidoskop. Topmusiker wie John McLaughlin, Joe Zawinul, Chick Corea, Dave Holland und Wayne Shorter liefen hier zu Hochform auf.

«Bitches Brew» ist sicher ein herausforderndes Album für jedes Ohr – man kann die Musik nicht beschreiben –, aber für Fusion-Jazz-Liebhaber ist es ein einmaliges Juwel. Und schon der Umschlag zeigt: Miles Davis war ein grosser Könnler, der Musik farbiger machte – in jeder Hinsicht. Ich empfehle den hochinteressanten Dokfilm «Birth of the Cool» auf Netflix.

Chris von Rohr

Kunst

Bild für Butscha

Jürg Altwegg

Miriam Cahn: Ma pensée sérielle.
Palais de Tokyo, Paris. Bis 14. Mai

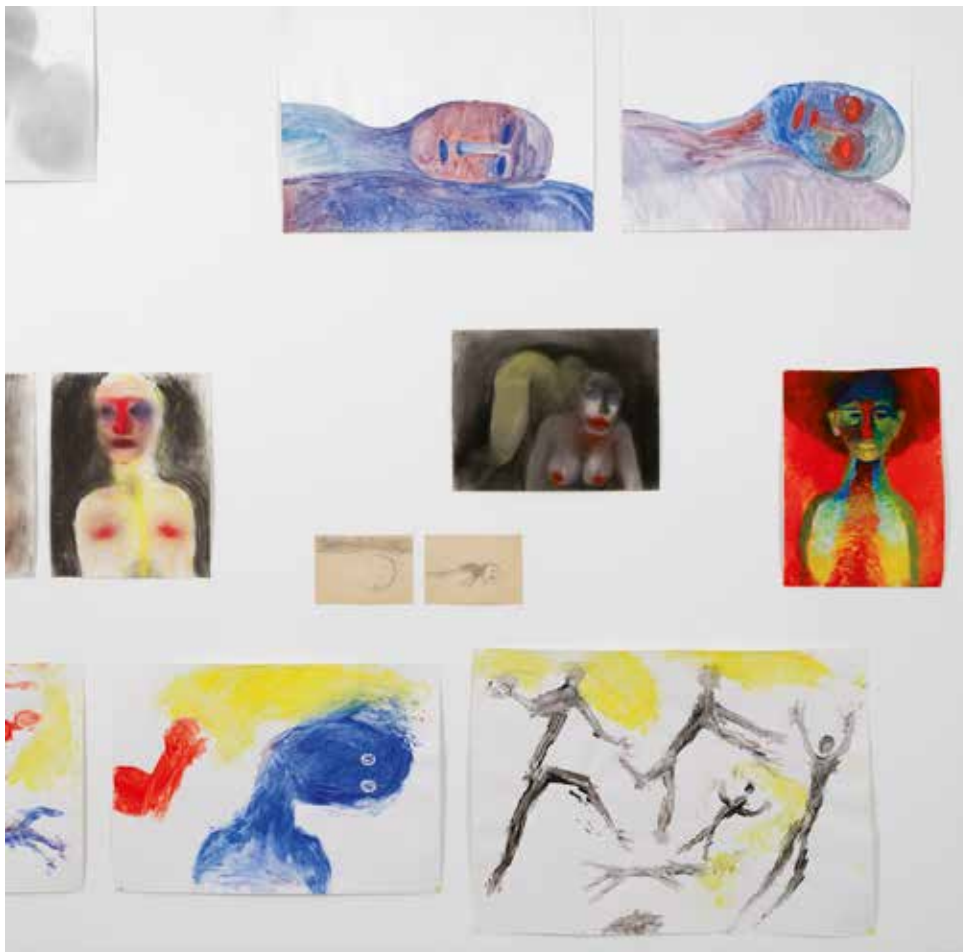
Die Schweizer Künstlerin Miriam Cahn ist in Frankreich keineswegs unbekannt. Vor langem schon präsentierte das Centre Culturel Suisse ihr Werk in der Hauptstadt der Kultur. Vor Jahresfrist zeigte der Unternehmer François Pinault in seinem Museum in der Bourse de Commerce mehrere ihrer Werke – auch «Mare Nostrum», in dem Cahn das Schicksal der Flüchtlinge im Mittelmeer thematisiert. Auch das Centre Pompidou besitzt längst mehrere Bilder von ihr. «Aber noch immer», bedauerte Télérâma in einem Porträt, «ist Miriam Cahn in Frankreich dem grossen Publikum zu wenig bekannt.»

Das hat sich schlagartig geändert. Das Palais de Tokyo präsentiert seit Mitte Februar das Werk von Miriam Cahn in einer äusserst gelungenen, eindrücklich inszenierten Ausstellung. Die Retrospektive hat sie nicht nur in die Pariser Feuilletons, sondern auch in die Schlagzeilen der Boulevardmedien gebracht. Das Fernsehen berichtete, und im Parlament verteidigte Macrons Kulturministerin die figurative Kunst der 73 Jahre alten Schweizerin. Schliesslich verfügte die Justiz: Ihr neues Werk «Fuck Abstraction!» muss nicht abgehängt werden. Parisreisende sollten sich die Ausstellung nicht entgehen lassen.

«Wenn ich male, bin ich ein Tier, eine Frau, ein Mann oder ein Baum», erläuterte Miriam Cahn ihr Schaffen im Gespräch mit *Le Monde*. Die Ausstellung bekam den Titel «Ma pensée sérielle» und umfasst rund 200 Werke. «Sie reissen den Betrachter mit, halten inne, versetzen ihn in Erstaunen», beschreibt die Kritikerin von *Le Monde* deren Wirkung: «Sie haben die Gewalt der Welt in sich, als deren Seismograf sich die Schweizer Künstlerin seit einem halben Jahrhundert erweist.»

«Miriam Cahn», so die beiden Kommissarinnen der Ausstellung, Emma Lavigne und Marta Dziewanska, «stoppt den Fluss der flüchtigen Bilder, mit denen uns die politische Aktualität überflutet, bemächtigt sich seiner, um ihn zu verkörpern, Zeugnis abzulegen, Widerstand zu leisten.» Erneut ist in Paris «Mare Nostrum» zu sehen: «Das Mittelmeer, unser Grab – eine Schande für uns alle», sagte die Künstlerin.

Wir besuchen die Ausstellung an einem Sonntagnachmittag. Es sind mehr Museumswärter vor Ort als in Paris üblich. Es hat auch mehr Publikum. «Ja, es gab ein paar Zwischenfälle», berichtet ein Wächter. Die Sicherheits-



Die Gewalt der Welt in sich: Cahn-Retrospektive in Paris.

vorkehrungen wurden verschärft. Vor einem Saal warnt eine Tafel: «Einige der hier ausgestellten Bilder könnten die Empfindlichkeit des Publikums verletzen, wir raten Minderjährigen vom Betreten ab.» Es geht um Krieg, die Vergewaltigung von Frauen und Kindern, um die Demütigung nackter Gefangener. Kein Bild ist obszön, jedes bewegt den Betrachter.

Sex als Waffe

Die Besucher stauen sich vor «Fuck Abstraction!». Gegen dieses Werk hat der Journalist Karl Zéro eine Kampagne in Gang gebracht. Mehr als 12 000 Personen unterzeichneten seine

*Es sind mehr Museumswärter vor Ort als in Paris üblich.
Es hat auch mehr Publikum.*

Petition. Verschiedene Vereinigungen zum Schutz der Kinder gingen vor Gericht und forderten Zensur. Im Parlament musste Kulturministerin Rima Abdul Malak auf eine Anfrage von Caroline Parmentier, einer Abgeordneten des Rassemblement National, antworten. Sie verteidigte das Werk im Namen der künstlerischen Freiheit. Im Saal, in dem es gezeigt wird, geht eine «Vermittlerin» auf die Besucher zu und überschüttet sie mit Erklärungen.

«Viele kommen nur wegen «Fuck Abstraction!», erzählt der Wärter: «Es wird fotografiert und kommentiert. Man kann verstehen, dass es schockiert. Aber es symbolisiert die Dominanz der Männer im Kontext der Kriegsverbrechen.» Das Opfer auf dem Bild sei kein Kind, liess Miriam Cahn in einem Statement verlauten. «Das Werk muss im Kontext ihres gesamten Schaffens gesehen werden», befand das Gericht und präzisierte: «Miriam Cahn beschäftigt sich mit der Art und Weise, wie die Sexualität im Krieg als Waffe eingesetzt wird, und verweist direkt auf die in Butscha begangenen Gräuel.»

Es bleibt die beängstigende Frage, wie jemand dazu kommt, in diesem schockierenden, grossartigen Bild eine Verherrlichung der dargestellten Szene auszumachen und Cahn «Kinderpornografie» vorzuwerfen. Grotesk. Zu den Klägern gehörten nicht nur Rechtsextremisten, sondern auch ein linkes feministisches Kollektiv.

Verteidigt wurde die Ausstellung im Palais de Tokyo von Richard Malka, dem unermüdlichen – unter Polizeischutz lebenden – Anwalt von *Charlie Hebdo*, der Zeitschrift, die bei einem islamistischen Attentat ein Dutzend Mitarbeiter verlor. Malka bescheinigt den Klägern einen «mittelalterlichen Fundamentalismus» und freut sich über das Urteil als gute Nachricht für «alle Museen im ganzen Land».

Comedy

Superstar im Kleintheater

Benjamin Bögli

Jay Leno: The Comedy & Magic Club.
Hermosa Beach. Sonntag, 2. April

Während draussen die kalifornische Sonne im Pazifik versinkt, erhebt sich im «Comedy & Magic Club» in Hermosa Beach, einem verträumten Städtchen rund dreissig Kilometer südlich von Hollywood, eine der bekanntesten Stimmen des Landes. Auf der winzigen Bühne steht Jay Leno. Bis vor wenigen Jahren war er einer der erfolgreichsten Fernseh-Entertainer Amerikas, seine «Tonight Show» auf NBC hatte höhere Einschaltquoten als die Sendung von David Letterman. Pro Jahr soll Leno 35 Millionen Dollar verdient haben. Und jetzt tritt er sonntagabends jeweils in den Lichtkegel eines Kleintheaters und erzählt seine Lieblingswitze. Tickets gibt es für rund dreissig Dollar. Das hat Stil.

Witze über Trump und Biden

«The Comedy & Magic Club» ist eine Mischung aus Basler «Tabouretli» und Zürcher Bernhard-Theater, hübsch eingerichtet, die Kellner bedienen wieselflink die rund 150 Gäste an ihren Bistrotischchen. Das bunt gemischte Publikum – vom reptilienhaften Surf-Rentner über frischverliebte Paare bis zur Schwimmmannschaft einer Ivy-League-Uni –, ist gekommen, um den unverwüstlichen Superstar aus nächster Nähe zu erleben.

Töff- und Auto-Freak Leno, der im April 73-jährig wird, war zuletzt in den Schlagzeilen, weil er sich Ende November das Gesicht verbrannte, als in seiner Garage ein Wagen in Flammen aufging – und weil er sich Mitte Januar bei einem Sturz vom Motorrad mehrere Knochenbrüche zuzog. Davon ist an diesem Abend, wie durch ein Wunder, nichts zu sehen. Die Gags sprudeln aus ihm noch genauso heraus wie bei seiner ersten offiziellen Fernsehshow von 1990. Der Stand-up-



Töff- und Autofreak: Comedian Leno.

Comedian spricht achtzig Minuten lang durch, völlig frei, ohne auch nur die kürzeste Pause einzulegen, nicht einmal einen Schluck Wasser gönnt er sich. Das ist phänomenal.

An der Art seines Humors hat sich ebenfalls nichts geändert. Leno macht sich über Prominente und Absurditäten lustig, bleibt politisch unverfänglich – auf einen Trump-Witz folgt einer über Biden. So war er auch im TV: Seine bösen Spitzen rundete er immer gleich mit einem heiteren Kommentar ab.

An diesem Abend lässt er aber durchschimmern, dass auch er nichts von der verbalen Überkorrektheit des Zeitgeists hält. Die beste Pointe geht denn auch auf dieses Konto. Leno erklärt, wie der Text zum legendären



BENCI BROTHERS

«Shaft»-Titelsong von Isaac Hayes in woke-gerechter Sprache lauten würde; natürlich wären die Worte für den beabsichtigten Zweck völlig ungeeignet. Hin und wieder schweift der New Yorker zu sehr ins Anekdotische ab, was dem Programm etwas den Wind aus den Segeln nimmt. Ein humoristischer Hochleistungs-Finish macht das aber wieder wett.

Leno, das zeigt auch dieser Abend, ist ein Berufener der Bühne. Im Scheinwerferlicht brachte er es vom Legastheniker zum Pointen-Akrobaten. An der Stand-up-Comedy hielt er auch während seiner Fernsehkarriere – die «Tonight Show» fiel in siebzehn Jahren bloss zweimal aus – fest. Leno sagt, dass er nichts vom Geld, das er im Fernsehen verdient hat, ausgab, sondern immer von den Gagen seiner Live-Auftritte lebte. Noch heute, mit über siebzig, steht er an vielen Abenden pro Jahr auf der Bühne – vermutlich so leidenschaftlich wie im kleinen «Comedy & Magic Club» in Hermosa Beach.

Jazz

Bass mit Seele

Peter Rüedi

Peter Frei/Rafael Schilt/Paul Amereller: Leisure Time. Klatovee Edition/Anuklabel Klacto 10

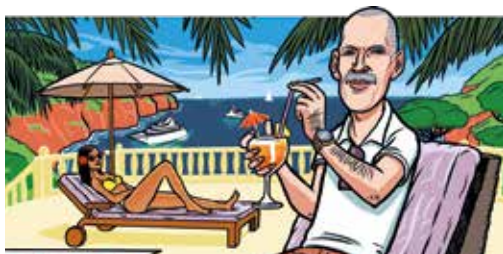
Dies ist Musik aus dem Zentrum. Der Kontrabassist Peter Frei, im kommenden Juli achtzig Jahre alt, war immer ein Mann der Mitte. Eine Legende des Schweizer Jazz und in mehrfacher Hinsicht so etwas wie dessen ruhender Pol. Eine Institution mag ihn niemand nennen, er sich selbst zuletzt. Auch als Pädagoge (Gründer der Jazzschule St. Gallen, Lehrer an der Jazzschule Bern) war er kein theorielastiger Dozent. Ein ruhiger Typ, entfachte er aus dem Fundus seiner immensen Erfahrungen bei Generationen von jungen Musikern die Leidenschaft für den *no-nonsense*-Jazz, den er selber schon immer verkörperte: von seinen Anfängen in traditionellen Formationen über die Zusammenarbeit mit der gesamten Prominenz des sogenannten modernen Schweizer Jazz bis zur Partnerschaft mit unzähligen internationalen Stars, europäischen Spitzen-solisten und sozusagen allen *americans in europe*, die mit dem «Jazz-Live-Trio» von Radio DRS gastierten. Dessen Rückgrat war Freis subtiler, nie aufdringlicher, fundamentaler, schmiegsamer Bass. Alle Exzentrik, alle eitle Selbstinszenierung war ihm fremd. Eine Seele von Mensch, *a bass with soul*.

Er ist es noch, wie uns das jüngste seiner sparsam gesetzten Alben glücklich beweist, «Leisure Time». Es präsentiert das Trio mit dem Tenorsaxofonisten Rafael Schilt und dem Drummer Paul Amereller nicht unter seinem eigenen Namen, sondern als demokratisches Generationenprojekt: Schilt, ein Meister sowohl intensiver Nachdrücklichkeit wie feinschattierter Lyrismen, gehört zu den vielen von Frei früh Geförderten. Er könnte mit Jahrgang 1979 sein Sohn sein; Amereller, 1991 geboren, sein Enkel. Der ist in dieser Formation ohne Piano oder Gitarre ein besonders atmender, raumschaffender Schlagzeuger.

Zu Peter Freis nobler Diskretion gehört, dass er seinen Bass in dieser luftigen Raumarchitektur nicht in den Vordergrund mischt. Und zum Konzept der gebremsten Egos gehört hier auch der Verzicht auf Eigenkompositionen, die Konzentration auf Standards und Klassiker von Thelonious Monk, Bill Evans, Wayne Shorter.

Sollte dies wirklich die letzte CD der vom Berner Jazz-Publizisten Tom Gsteiger kuratierten kleinen Reihe sein, die mit (vornehmlich) Schweizer Musikern Substanz und nicht Spektakel produzierte, *no-nonsense*-Jazz eben? Oder gibt's da noch Hoffnung?

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, der Knauser

Mark van Huisseling

Die Geschichte zieht sich wie ein roter, Pardon, grüner Faden durch mein Leben. Denn Grün ist *the color of money*, die Farbe des Geldes. Ich erzähle sie gerne hier heute. In der Hoffnung nämlich, dass die, die's angeht – darunter harmlose Gedankenlose sowie Nicht-Kopfrechnen-Könnern, aber auch Nutzniesser und Schmarotzer –, diese Spalte lesen respektive sonst wie davon Kenntnis bekommen.

Es geht um den Augenblick im Restaurant, in dem die Bedienung die Rechnung bringt. Und der Mitesser beziehungsweise die Mitesserin (Kollateralschaden der Gleichberechtigung, bitte verzeihen Sie) sagt, nicht fragt: «Die teilen wir durch zwei, okay.» Was entgegnet man dann? «Okay, ich hatte zwar keinen Aperitif, kein Kalbsfilet – sondern die Tagespasta, ich bin ja Vegetarier –, keinen doppelten Espresso und keinen Cognac.» Worauf der/die andere sagt: «Aha, ich verstehe, also in dem Fall kann ich schon zwanzig Franken mehr zahlen, wenn's unbedingt sein muss», und zeigt, dass er/sie verstimmt bis beleidigt ist. Weshalb man, öfter, als man es eigentlich möchte, vorausseilend einlenkt: «Ja, ja, wir können die Rechnung auch teilen, das passt schon irgendwie einigermassen fast.» Und beschliesst, das nächste Mal allenfalls Kaffee trinken zu gehen mit diesem Menschen.

Ist jemand, der in diesem Fall denkt wie Ihr Kolumnist, engherzig, geizig, stier halt, wie man sagt, oder im besten Fall bloss sparsam? Und wie war das nochmals mit dem *esprit large*, dem weiten, grosszügigen Geist, den man gerne hätte oder wenigstens zur Schau stellt?

Touché. Auf den ersten Blick jedenfalls. Doch man kann es auch anders sehen. Oder erleben.

Öfter passierte es mir, besonders in grösseren Gruppen, dass ich während eines Lunchs oder Dinners mitanhören durfte, wie viel, wie sehr viel, die anderen Teilnehmer verdienten. Das heisst, Zahlen wurden mehrheitlich nicht genannt, die Einkommen und/oder Vermögen stattdessen verbal umschrieben – «eine halbe Kiste [Million]», «Bin ein HNWI [*high-net-worth individual*, haha; über eine Million investierbares Vermögen]», «ein UHNWI [*ultra-high-net-worth individual*; über dreissig Millionen]» et cetera. Doch sobald es ums Zahlen ging, hielt Demokratie Einzug: «Wir teilen durch Anzahl Köpfe, einverstanden.» Oder wie der sogenannte Volksmund spricht: Von den Reichen lernt man das Sparen. (Der zweite, weniger bekannte Teil dieser Redewendung lautet, übrigens: «Von den Armen lernt man das Schenken», oder, je nach Quelle, das Kochen.) Geneigten Lesern, nebenbei, fällt auf, dass ich die Übungsanlage in der Vergangenheitsform beschrieben habe; ich meide mittlerweile solche Essen.

Allerdings, auf *freeloader* trifft man auch in der kleinstmöglichen Gesellschaft. Unlängst war ich mit einer Person zu Tisch, die das Gespräch eröffnete mit der Enthüllung, er habe gerade geerbt. Und danach bestellte, als habe er zudem im Euromillions-Lotto gewonnen. Um schliesslich zu sagen, Sie ahnen es: «Die Rechnung teilen wir durch zwei, okay.» Geschickter machte es ein Berufskollege, festangestellter Redaktor indes, mit dem ich mich für «Drinks» verabredet hatte: Er erkundigte sich zuerst, wo-

«Ja, wir können die Rechnung auch teilen, das passt schon irgendwie einigermassen.»

nach mir der Sinn stehe («ein Glas Weisswein»), erwiderte, ihm ebenfalls, und schlug dann vor, besser gleich eine Flasche zu bestellen, weil das preiswerter sei. Der Wein floss, das Gespräch ebenso. Bis ich sagte, ich müsse bald los. Darauf schwieg er. Und sagte erst wieder etwas, nachdem ich die Rechnung bestellt hatte, nämlich: «Oh, übernimmst du das? Das ist aber flott von dir. Ich zahle dann beim nächsten Mal» (ich warte seit darauf, seit Frühsommer 2021).

Noch einmal: Ist jemand, der denkt wie MvH, engherzig, geizig, stier halt oder im besten Fall bloss sparsam? Und wie war das nochmals mit

dem *esprit large*? Ich sehe es nicht so, nein, tut mir leid. Wenn ich jemanden einladen möchte, dann tue ich das. Und teile es ihm mit – und zwar vor dem Bestellen. Andere sagen es erst danach, habe ich gelernt, weil ihr Gast so das auswähle, was er auch genommen hätte, wenn er oder sie selbst dafür bezahlen würde; das geht auch.



UNTEN DURCH

Rumsitzen, rumliegen, rumstehen

Linus Reichlin

Der letzte Samstag war einer dieser Tage, an denen man nur rumsitzt. Schon als ich erwachte, dachte ich: «Das ist ein Tag, an dem du nur rumsitzen wirst.» Und das bewahrheitete sich. Zuerst sass ich zwei oder drei Stunden auf dem Sofa rum. Doch dann wurde mir das zu dumm, und ich beschloss, in der Küche rumzusitzen. Es war gar nicht mal übel. Aber man kann nicht dauernd in der Küche rumsitzen, man muss auch mal offen sein für Neues. Also legte ich mich wieder ins Bett. Ich war ja nicht verpflichtet zu sitzen. Ich konnte auch rumliegen – wer hätte mich daran hindern sollen? Die Erkenntnis, dass es mir freistand, rumzuliegen anstatt rumzusitzen, eröffnete mir ganz neue Möglichkeiten. Zum Beispiel musste ich nicht unbedingt im Bett rumliegen, sondern ich konnte dies auch auf dem Sofa tun. Das bot gewisse Vorteile, denn vom Sofa aus konnte ich beim Rumliegen fernsehen. Ich merkte, dass das Fernsehen das Rumliegen wesentlich erleichtert, psychisch jedenfalls. Ich schaute mir einen Actionthriller an und merkte vor lauter Action gar nicht, dass ich rumlag. Das gab mir das Gefühl, aktiver zu sein, als ich in Wirklichkeit war. Es kam mir fast vor, als würde ich Sport treiben. Als ich dann durchs Fenster sah, dass draussen die Sonne schien, stand ich – noch ganz durchdrungen von dem

Gefühl der Sportlichkeit – vom Sofa auf und legte mich im Garten auf den Liegestuhl. Es ist einfach gesünder, in der Natur rumzuliegen. Die frische Luft, die man dabei bekommt, gibt einem die Kraft, länger rumzuliegen, als man es sich zugetraut hat. Ich merkte, dass ich über mich selbst hinauswachsen konnte, wenn ich einfach nur ganz ruhig rumlag und die frische Luft einatmete. Ich dachte: «Wenn du das durchstehst, bist du der Reinhold Messner des Rumliegens.»

Der Mensch kann drei Tage ohne Wasser rumliegen und drei Wochen ohne Nahrung. Doch auch das ist in unserer Wohlstandsgesellschaft kein Befehl, sondern nur eine Empfehlung. Niemand konnte mir verbieten, schon nach drei Stunden zum Kühlschrank zu gehen. Das Gehen war der Preis für die Annehmlichkeiten der Zivilisation: Ich hatte ja niemanden, der mich auf dem Liegestuhl in die Küche trug. Doch wie immer ging ich mit der Situation kreativ um. Denn als ich vor dem Kühlschrank stand, merkte ich, dass es neben dem Rumsitzen und dem Rumliegen noch eine dritte Möglichkeit gibt: das Rumstehen. Aber ich will es nicht beschönigen: Das Rumstehen ist die anspruchsvollste Art des Nichtstuns. Man braucht dazu eine innere Einstellung, sonst fällt man sofort ins Rumsitzen oder Rumliegen zurück. Gravitation ist hier das Stichwort. Deren Überwindung kostet laut Isaac Newton eine Kraft, die umgekehrt proportional zum Quadrat der Distanz zwischen zwei Massen ist. Also in diesem Fall zwischen der Distanz meiner Masse und der des Kühlschranks.

Beim Rumstehen muss ausserdem das Herz das Blut von den Füßen zum Gehirn pumpen, sodass oft gar nichts oben ankommt. Das mag der Grund sein, warum die Leute bei Stehempfangen und Apéros so viel Quatsch erzählen. Wie auch immer, den Rest des Samstags lag ich dann wieder rum, weil es einfach die natürlichste Form des Rumhängens ist. Auf alten Gemälden, die Adam und Eva im Paradies zeigen, stehen sie immer rum – das ist genau der Quatsch, der den Malern einfiel, weil sie beim Malen rumstanden und kein Blut oben ankam. In Wirklichkeit lagen Adam und Eva natürlich rum, denn sie hatten ja nichts zu tun, und alles war so schön im Paradies, dass ihnen beim Rumliegen sogar der Mund offenstand vor Langeweile. Vor allem am Sonntag ruhten sie, zusammen mit Gott – an dem Tag lag sogar die höchste Instanz rum. Also machte ich das sicherheitshalber auch.



FRAUEN

Salma Hayek, Wundersame

Julie Burchill

Als ich neulich Gwyneth Paltrow vor Gericht sah, wurde mir einmal mehr klar, warum sie für mich der Inbegriff all dessen ist, was an modernen weiblichen Filmstars falsch ist: Sie ist gut vernetzt, schlank, ernst und hat das Gefühl, etwas Besseres zu sein. Damit ist sie Lichtjahre entfernt von den Leinwandgöttinnen, die Hollywood einst zur besten Traumfabrik der Welt gemacht hatten: Rita Hayworth als Gilda, Ava Gardner als barfüssige Gräfin, Marilyn Monroe als irgendetwas. Mit ihnen vergleichbar ist heute nur eine: Salma Hayek mit ihrem philanthropischen Engagement, dem milliarden-schweren Ehemann und ihren perfekten Brüsten, die nachzubilden dem Vernehmen nach am häufigsten von Schönheitschirurgen gefordert wird.

In ihrer Heimat Mexiko kannte man sie aus dem Fernsehen, und sie war schon dreissig, als sie 1996 in Robert Rodriguez' «From Dusk till Dawn» mit einer Schlange tanzte. Sie sah anders aus als die damals angesagten weiblichen Stars – die kecke Meg Ryan und die elfenhafte Winona Ryder – und hatte fünf Jahre lang gekämpft, bis sie in Hollywood Arbeit erhielt. Einmal hatte man ihr zu verstehen gegeben, Frauen mit ihrem Akzent könnten nur Dienstmädchen spielen. Doch statt sich als Opfer bejammern zu lassen, ging sie und veränderte das Bild von Latina-Schauspielerinnen. Sie ist eine exzellente Komödiantin («30 Rock»), aber auch hervorragend in Dramen («Bliss»). Vor allem aber sollte die Welt ihr ewig dankbar sein dafür, dass sie sich die Rechte an der Lebensgeschichte von Frida Kahlo unter den Nagel riss, bevor dies Madonna gelang. Sie spielte die Hauptrolle in dem von ihr produzierten Film aus dem Jahr

2002 und wurde dadurch zur ersten Mexikanerin, die als beste Darstellerin für einen Oscar nominiert wurde. Sie hat eine Vorliebe für heftige Gefühle und grosse Gesten, die bei geringeren Persönlichkeiten peinlich wirken würden. Als sie 2009 für Unicef in Sierra Leone unterwegs war, gab sie einem hungernden Baby in einem Waisenhaus die Brust – man stelle sich vor, was Madonna daraus für Kapital geschlagen hätte. Als sie sich zu Harvey Weinstein äusserte, tat sie dies in einer exzellent geschriebenen Kolumne in den *New York Times* mit dem Hinweis darauf, dass Hollywood noch an Schlimmerem kranke als an den Launen eines monströsen Mannes: «Solange in unserem Gewerbe keine Gleichberechtigung herrscht und Männer und Frauen nicht in jeder Hinsicht als gleichwertig gelten, so lange wird es Männer hervorbringen, die auf Opfer lauern.»

Hayek eignet etwas in jeder Beziehung Üppiges und Luxuriöses, weshalb es nichts als passend erschien, dass sie 2007 ihre Verlobung mit dem französischen Milliardär François-Henri Pinault und ihre Schwangerschaft verkündete. Sie heirateten am Valentinstag 2009 in Paris, und nicht einmal das wirkte kitschig bei ihr.

Feurige Latinas gehören wie schwarze Hausangestellte zu Hollywoods Klischees, doch Hayek ist es gelungen, dem entgegenzuwirken. Vor beinahe dreissig Jahren weinte sie noch, als sie sich für eine Sexszene in «Desperado» ausziehen musste. Mit 55 traf sie im Riesenerfolg «Puss in Boots: The Last Wish» erneut auf Antonio Banderas. Viele Hollywood-Karrieren enden schlecht, aber sogar eine so selbstbewusste Frau wie Hayek dürfte zuweilen mit einer gewissen Verwunderung darauf zurückblicken, was sie alles erreicht hat.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



„Mein Regisseur versteht mich nicht!“



THIEL

Schweinebäcker

Baerbock: Die Frau wird immer noch diskriminiert, und zwar selbst in der Küche. Oder wer kann mir erklären, warum es «der Flaschenöffner» heisst und «der Korkenzieher» und dann aber «die Salatschleuder» und «die Abwaschbürste»?

Faeser: Wir haben es hier offensichtlich mit einem hartnäckigen und weitverbreiteten, aber viel zu wenig beachteten Fall von Küchensexismus zu tun.

Baerbock: Ja, denn warum heisst es ausgerechnet «der Fleischwolf» aber «die Gemüseraffel»? Da soll mir doch keiner kommen und sagen, das sei Zufall.

Faeser: Und es zieht sich durch alles hindurch. «Der Espresso», «der Schnaps», «der Wein», aber «die Buttermilch», «die Saftkur», «die Gemüsebrühe» ...

Baerbock: «Der Eierkocher» und «der Toaster», aber «die Zitronenpresse» und «die Gefriertruhe» ...

Faeser: Ich sage dir, dieser Sexismus in der Küche hat System!

Baerbock: Garantiert! Denn warum sonst hiesse es «der Partygrill» und «der Kühlschrank» aber «die Küchenschürze» und «die Geschirrspülmaschine»?

Faeser: Es fängt offensichtlich schon beim Küchenbau an. Selbst Küchenbauer sind Sexisten.

Baerbock: Und dann heisst es auch noch «der Hauptgang», aber «die Beilage»!

Faeser: Die ganze Gastronomie ist an Sexismus kaum zu überbieten.

Baerbock: Die Gastronomie trieft nur so von Sexismus! Denn was ist ein Hauptgang? «Der Sonntagsbraten». Und was ist nur Beilage? «Die Bratkartoffel» und «die Dörrbohne».

Faeser: Nicht nur die Küche, sondern auch die Backstube ist von Sexismen durchsetzt. «Der Zimtstern» aber «die Zimtschnecke».

Baerbock: Männer sind Schweine.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Villensteuer im Star-Paradies

Wer konnte, verkaufte: Ab sofort wird das Immobiliengeschäft in Los Angeles mit Zwangsabgaben belastet.



Vier Millionen weniger: Jim Carreys Liegenschaft in Brentwood.

Viele Prominente in Los Angeles versuchten, ihre Häuser an besten Lagen noch irgendwie bis Ende März loszuwerden. Grimassenkönig Jim Carrey, zum Beispiel, gab seine Villa, die er dreissig Jahre lang bewohnte, im Februar auf, Star-Moderator James Corden hat sein Eigenheim jüngst ebenfalls verkauft, dasselbe taten Mark Wahlberg und weitere Hollywoodstars. Der Grund ist ein direktdemokratischer: Letztes Jahr stimmten 57 Prozent der Stadtbevölkerung einem Gesetz zu, das Hausverkäufe zwischen fünf und zehn Millionen Dollar mit 4 Prozent und Transaktionen über zehn Millionen sogar mit 5,5 Prozent besteuert. Die Zwangsabgaben, die ab dem ersten April in die Staatskasse fliessen, will die Stadt in Projekte für erschwinglichen Wohnraum stecken und damit die Obdachlosenproblematik lindern. Die europäische Sozialdemokratie hält auch im Land der Freiheit immer mehr Einzug.

Der zeitliche Druck sorgte bei den Hauseigentümern für schmerzliche Verkaufseinbussen. Medien berichteten, die Leute seien bereit gewesen, auf mehrere Millionen Dollar zu verzichten, um die Villensteuer zu umgehen. Ein Haus im Nobelviertel Bel Air etwa wech-

selte in letzter Sekunde für 59 Millionen statt hundert Millionen den Besitzer. Die erwähnten Berühmtheiten gaben sich ebenfalls mit weniger zufrieden als erhofft. Carrey und Corden: minus vier Millionen, Wahlberg: minus 32,5 Millionen. Mehr Glück hatte Superstar Brad Pitt: Seine Liegenschaft im Quartier Los Feliz kam vor zwei Monaten für vierzig Millionen Dollar auf den Markt, jetzt bezahlte jemand dafür immerhin 39 Millionen.

Den Sportwagen gab es obendrauf

Ein Immobilienmakler, seit zwanzig Jahren aktiv, sagte in der *New York Post*, dass er den Rekordmonat seiner Karriere erlebt und allein in den letzten drei Märztagen zwanzig Häuser verkauft habe. Es seien Goodies in Form von Sportwagen der Marken Aston Martin oder McLaren angeboten worden, bloss um die eigene Villa schneller abzustossen. Die Branche begrüsst das neue Gesetz aber keinesfalls. Der Grundtenor lautet: Es führe generell zu einem Baurückgang, da im teuren Los Angeles die Fünf-Millionen-Grenze schnell überschritten sei und die Steuer die Leute abschrecke, Liegenschaften zu kaufen.



VIP-Angebot: Leserreise Bhutan

Mystische Perle im Himalaja

Gibt es dieses Land Shangri-La wirklich? Wenn ja, dann könnte es durchaus in Bhutan sein. Das Königreich im Himalaja, von seinen Bewohnern ehrfürchtig Druk Yul (Land des Donnerdrachens) genannt, ist flächenmässig fast so gross wie die Schweiz, hat aber rund zehnmal weniger Einwohner. Diese werden oft als die glücklichsten Menschen des Planeten bezeichnet. Auf unserer zweiwöchigen Rundreise erleben wir inspirierende Begegnungen, entdecken mystische Orte und lassen uns bereichern mit spirituellen Eindrücken.

Das Königreich Bhutan, die Perle im Himalaja, gehört zu den lebendigen Beispielen einer weitgehend intakten Kultur und Umwelt. Nahezu unwirklich erscheint Besuchern aus der industrialisierten Welt die Schönheit dieses Landes. Wir starten in der Hauptstadt Thimphu auf einer Höhe von 2400 Metern über dem Meeresspiegel. Unterwegs nach Zentralbhutan, besuchen wir buddhistische Klöster und kommen so dem Geheimnis der tiefverwurzelten Spiritualität näher. Wir besichtigen heilige Tempel, die typischen Chörten und natürlich die eindrucksvollen Dzongs, die Klosterburgen, die an strategisch wichtigen Orten erbaut wurden. Höhepunkt ist die Teilnahme an einem farbenprächtigen Klosterfest.

Bhutan ist ein wahres Paradies für Menschen, die an Kultur, Natur, Religion und prägenden Begegnungen interessiert sind.

Als Pionier und Spezialist organisiert TCTT (Tibet Culture & Trekking Tour) seit 25 Jahren Reisen in den Himalaja. Gründer und Inhaber Dawa Sigrist ist gebürtiger Tibeter und ist in der Schweiz aufgewachsen. Sein Hauptanliegen ist es, das Mysterium des Himalajas auf authentische Art zu vermitteln und Brücken zur lokalen Bevölkerung zu schlagen.

Auf Wunsch ist eine individuelle Verlängerung der Reise zum Taj Mahal möglich.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular: www.weltwoche.ch/platin-club



DIE WELTWOCH

Exklusives Leserangebot

Reise zu den schönsten Tälern Bhutans mit Klosterfest

Mögliche Reiseternine:

17. September bis 1. Oktober 2023
22. Oktober bis 5. November 2023

Reiseleistungen:

- Flüge ab/bis Zürich
- Alle Transfers und Landtransporte mit privaten Fahrzeugen
- Unterkünfte in Mittelklassehotels mit Vollpension
- Alle Besichtigungen und Eintritte
- Visum und Tourismusabgaben (USD 2200.– respektive USD 200.– pro Nacht)
- Lokaler deutschsprechender Tour-Guide
- Ausführliche Unterlagen
- Informationstreffen in Zürich

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 8150.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 8650.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 970.–

Option Taj Mahal:

Individuelle Verlängerung auf Anfrage möglich

Buchung:

Reservieren Sie Ihre Reise über Telefon 044 260 22 88 oder per E-Mail an info@tctt.ch. Buchbar nach Verfügbarkeit. Kennwort: Platin-Club

Veranstalter:

TCTT GmbH, Zürich
www.himalaya.ch/ www.tctt.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Rituale in Bern

Restaurant Steinhalle, Helvetiaplatz 5, 3005 Bern, 031 351 51 00; montags geschlossen; 17 Punkte, ein Stern
Café Jusq'a, Brunngasse 52, 3011 Bern, 031 544 30 99; freitags bis sonntags geschlossen

Als Restaurantkritiker mit Anspruch sollte man ja immer wieder etwas Neues sehen und essen wollen. Gleichzeitig gilt es Entwicklungen zu verfolgen, und schliesslich neige ich zu Ritualen. Wenn ich zum Beispiel in Bern bin, setze ich mich am liebsten mittags an den Küchentresen in der «Steinhalle». Der gebürtige Luzerner Markus Arnold hat mit seinem Lokal eine neuartige Gastronomie in die Bundesstadt – und die Schweiz – gebracht und sorgt auch mit anderen Projekten für kulinarische Impulse in einem zu einer gewissen Behäbigkeit tendie-



renden Umfeld. Meiner Neigung zu Ritualen wiederum kommt Arnold entgegen, weil er das Mittagsmenü nie ändert. Abends wird jeweils ein hochstehendes Themenmenü serviert, aber beim Lunch zählt das Bewährte und Beliebte. Dazu kommt die aus der Spitzenküche entliehene Liebe zum Detail. So wird der Boden einer Schüssel mit etwas Randendressing bedeckt, damit man immer genug Sauce am Salat hat, wenn man mit der Gabel von unten nach oben geht. Auch die hohe Produktequalität än-

dert nie; dem knusprigen Sauerteigbrot etwa ist schwer zu widerstehen.

Danach gibt es eine japanische Ramen-Suppe mit zartem Schweinebraten, Onsen-Ei, etwas süssem Mais, scharfem Ingwer und einer aromatischen Geflügelbrühe. Wem nach zusätzlicher Kraft und Schärfe ist, der bestellt Kimchi dazu. Das nach koreanischem Rezept mit Chili fermentierte Gemüse entspricht zwar nicht der reinen Ramen-Lehre, passt aber ausgezeichnet.

Der Vormittag in Bern ist perfekt nach einem Marsch über die Kirchenfeldbrücke und einem «Sweet Hulk» – Kaffee und Matcha-Tee – im «Jusq'a». Das ist zwar so teuer wie ein Glas guten Weins, aber vermutlich wird Kaffee weltweit nirgendwo freundlicher serviert und besser und liebevoller zubereitet als in diesem kleinen Laden in der Altstadt.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Entdeckung vom anderen Ufer

Guerriero nero (Marche Rosso IGT) 2020. 14%. Gustoso, Fulenbach. Fr. 19.20.
www.vieni.ch/ www.gustoso.ch

Von den vielen blitzhellen geflügelten Worten des genialen Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) ist mir eines der liebsten dieses: «Wer nichts als Chemie versteht, versteht auch die nicht recht.» Das Bonmot ist eine Allzeitwaffe gegen jede Art von Fachidiotie und also, mutatis mutandis, eine brauchbare Maxime gegen alle Weinmonokultur respektive für eine integrierte Landwirtschaft. Luca Guerrieri, Chef einer *azienda agricola* in einer von der Gunst der internationalen Kundschaft noch immer eher vernachlässigten Ecke der italienischen Weinlandschaft, den Marche oder Marken im adriatischen Mittelitalien (grob gesagt, zwischen der Küste nördlich und südlich von Ancona, dem anderen Ufer, und den Abruzzen gelegen), meint im Grunde nichts anderes: «Wir sind keine Winzer, Oliven- oder Getreidebauern, sondern authentische Landwirte, und als echte Landwirte res-



pektieren wir die Prinzipien, die seit Jahrhunderten (also seit Lichtenbergs Zeit) unsere Arbeit bestimmen. Wir lieben unser Land, bringen ihm Respekt und Wertschätzung entgegen. Wir haben es nicht als Nachlass von unseren Eltern geerbt, sondern als Darlehen von unseren Nachkommen erhalten.» Die Azienda Guerrieri produziert Weine (immerhin auf nicht weniger als 48 Hektar), hochwertiges Olivenöl (von über 6400 Bäumen) und Pasta aus mehreren selbst-angebauten antiken Getreidearten, nicht zu reden von verschiedenen Sorten Honig. Man ist also durchaus auch Oliven- und Getreidebauer. Aber nichts davon ausschliesslich, alles inklusive. Auch Winzer.

Die Rebberge liegen beidseits des Flusses Metauro und sind bepflanzt mit den weissen

Bianchetto del Metauro, Verdicchio, Chardonnay, Sauvignon sowie Moscato und den roten Sangiovese, Montepulciano (d'Abruzzo), Cabernet und Merlot.

Der Spitzen-Rote ist der Guerriero della Terra, im Jahrgang 2019 vom italienischen Kritikerpapst Luca Maroni (dem «Fruchtwein»-Enthusiasten) mit 99/100 Punkten gekrönt. Wir empfehlen, etwas bescheidener, den in seiner Kategorie ebenso aussergewöhnlichen Basiswein der Azienda, den 2020er Guerriero nero, eine Cuvée aus Sangiovese, Montepulciano und Cabernet Sauvignon: ein intensiver, dichter Wein mit rot- und schwarzbeeriger Aromatik, einer Spur Vanille (vom Ausbau im Holz); mit tiefem Unter- und Hintergrund (Tabak, diverse Kräuter), aber auch, am anderen Ende des Vergnügens, mit floralem Charme und Eleganz und einem imposanten Crescendo im Abgang.

Ein Wein für Trinker mit etwas Geduld respektive einiger Skepsis gegenüber vorschnellen Ranschmeisern – nicht spröde, vielmehr von einer gewissen noblen, rustikalen Zurückhaltung. Ein Wein zum Entdecken.

Einer für alles

Der neue BMW iX1 xDrive30 bietet Langstreckenkomfort, kompakte Aussenmasse und angenehmes, elektrisches Fahren.



In naher und mittlerer Zukunft wird an elektrischen Autos kein noch so gut begründeter Einwand vorbeiführen, die Weichen wurden politisch und unternehmerisch längst gestellt. Der deutsche Hersteller BMW, das geht rund um den Tesla-Hype gerne schnell vergessen, war wohl weltweit der Erste, der die Idee alternativer Antriebe konsequent und komplett neu gedacht hat. Der 2013 lancierte i3 ist letztlich bis heute als Gesamtkonzept den meisten, auch neueren Modellen überlegen: Leichtbau, Produktion mit erneuerbarer Energie, Verwendung von Recycling-Rohstoffen und andere Überlegungen waren Kernpunkte des Projekts. Dass die BMW-Verantwortlichen dann den Glauben an die eigene Innovationskraft verloren haben, ist eine mittlere Tragödie der neueren Automobilgeschichte.

Immerhin haben die bayerischen Motorenbauer mittlerweile wieder etwas aufgeholt, die Erkenntnisse aus dem Pioniermodell fliessen auch in aktuelle Fahrzeuge ein. Und mit dem neuen iX1 ist jetzt ein Auto verfügbar, das zwar nicht mehr ganz nach dem radikalen i3-Ansatz gebaut ist, aber dennoch individuelle elektrische Mobilität auf qualitativ hoher Fertigungsstufe und für ein breiteres Publikum zugänglich macht.

Die X1-Modelle, die es auch mit konventionellen Verbrennerantrieben zu kaufen gibt, wurden optisch sichtbar geschärft, die aufrechte Front, der kantige «Motor Dome» auf der Fronthaube und die sofort identifizierbare Heckansicht geben dem Kompakt-SUV einen charakteristischen Auftritt. Dass auf

der X1-Plattform Autos mit verschiedenen Antriebskonzepten gebaut werden, ist unter der Motorhaube sichtbar. Dort hat es keinen Platz für einen zusätzlichen kleinen Stauraum, stattdessen wird der Raum für die Unterbringung verschiedener Fahrzeugfunktionen genutzt.

Platz hat man trotzdem genug, und vor allem ist die Anmutung im Innenraum funktionalhochwertig, die BMW-Sitze beispielsweise setzen den Branchenstandard, die Digitalisierung des Bedienkonzepts ist mit dem langgezogenen Curved-Display weit fortgeschritten. Head-up-Display, teilautonomes Fahren und weitere Komfort- und Sicherheitsfunktionen machen das Unterwegssein angenehm.

Wegen seiner angenehmen Grösse und des erstaunlich hohen Langstreckenkomforts ist der iX1 für jede Art der automobilen Anwendung gut geeignet. Trotz dem Fahrzeuggewicht von deutlich über zwei Tonnen pendelt sich der Verbrauch bei knapp 20 kWh ein, was im Branchenvergleich ein sehr guter Wert ist. Mit zu 80 Prozent geladener Batterie schaffe ich es problemlos von Zürich nach St. Gallen und wieder zurück, Reichweitensorgen muss man sich hier keine machen – und in der Schweiz ohnehin nicht.

BMW iX1 xDrive30

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren, Allradantrieb, Ein-Gang-Getriebe; Leistung: 230 kW / 313 PS; max. Drehmoment: 494 Nm; Lithium-Ionen-Batterie: 64,7 kWh netto; max. Ladeleistung (DC): 130 kW; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,6 sec; Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h; Reichweite: 416–439 km; Verbrauch (WLTP): 16,9–18,2 kWh/100 km; Preis: Fr. 59 900.–, Testwagen: 82 650.–



OBJEKT DER WOCHE

Blick zurück

HindSight-Brille
Online für Fr. 175.– erhältlich

Der schottische Physiker und Velo-Fan Alexander Macdonald war unzufrieden mit dem, was der Markt zu bieten hatte. Was er suchte, war eine Sportbrille in anschaulichem Design mit dem gewissen Etwas: einem Rückspiegel. Kurzum baute er 2021 ein Start-up auf, fand Kapital, unter anderem durch ein Crowdfunding, das über 100 000 Pfund einbrachte, und entwickelte eine Brille nach seinem Gusto. Das Resultat heisst «Hindsight», was auf Englisch in diesem Zusammenhang frei übersetzt etwa «Rückblick» bedeutet. Das stilvolle Objekt eröffnet der Trägerin oder dem Träger tatsächlich den Blick zurück, ohne dass sie oder er den Kopf wenden müsste. Ermöglicht wird diese Optik durch Macdonalds Tüfteleien mit den Winkeln der Brillengläser. Der Vorteil gegenüber anderen Brillen mit ähnlichen Eigenschaften ist, dass die Hindsight-Brille ohne irritierenden Schnickschnack oder einen Rückspiegelaufsatz auskommt.

Macdonalds eigentliche Idee war, eine Brille für die sicherere Fortbewegung im normalen Strassenverkehr zu entwerfen, das Konzept überzeugte aber auch Wettkampfsportler. Botschafter der Marke ist Callum Skinner, einer der schnellsten Velofahrer der Welt: 2016 holte er Olympiagold auf der Bahn. Er glaubt, dass die Hindsight-Technik für die Aerodynamik und die Konzentration der Profis förderlich ist, weil sie den Kopf weniger bewegen müssen. Informationen: hindsight.store

Benjamin Bögli

Phönix aus der Asche

Gian-Luca Lardi, der oberste Baumeister der Schweiz, glaubt an die Innovationskraft von Etienne Jeoffroy und seinem Team. Wir haben den 33-jährigen Firmengründer getroffen.

Beat Gygi

Ach so, ja, jetzt, vor dem Gestell mit den Produkten der Firma, wird plötzlich klar, woher der Name kommt und wie man ihn ausspricht: «FenX» nennt sich das Unternehmen – steht für Phönix, französisch ausgesprochen. Phönix aus der Asche. Denn das Produkt, das man da in die Hand nimmt, ist aus Asche: ein kleiner Quader aus dunklem, leichtem Material, ein neuartiger Dämmstoff, sehr porös, hergestellt aus Aschenabfall von Kohlekraftwerken. Etienne Jeoffroy, der 33-jährige CEO und Mitgründer von FenX, erklärt: «Schaumstoffe aus mineralischen Abfällen haben gegenüber anderen Isolationsmaterialien Vorteile, von denen wir uns am Markt grosse Chancen versprechen.»

Moment, da sind aber auch helle Teile im Regal. «Ja, wir sind schon weiter», sagt Jeoffroy. Die Asche aus der Kohleindustrie sei knapp geworden, weil auch Zementhersteller daran interessiert seien, jetzt konzentriert sich FenX auf den sogenannten Filterkuchen aus Bauabfällen. Das sind die ganz feinkörnigen Teile, die beim Recycling von Aushubmaterial zu fein sind für die Verwendung im wiederaufbereiteten Beton. Dieses Geriesel wird bisher in Deponien entsorgt, was einiges kostet, und genau das bildet nun den Ausgangsstoff für die neuen Dämmungsprodukte.

Treibstoff für schlaue Köpfe

Auch gewichtsmässig ist es ein Fortschritt: Ein Kubikmeter Schaumstoff aus Kohleasche wiegt 250 Kilogramm, im Filterkuchen-Fall nur 60 Kilogramm. Jeoffroy hat sein Isolationsmaterial auch schon mal mit Meringues verglichen. Er nennt die Vorteile etwa gegenüber Styropor, Schaumzement oder auch Steinwolle: Das Material sei unbrennbar; es sei nicht toxisch, was ein volles und einfaches Recycling erlaube; und die CO₂-Emissionen bei der Produktion seien gering. «Diese Innovationen wollen wir in die Bauwirtschaft bringen. Das ist unser Beitrag zur Nachhaltigkeit.»

Die 2019 gegründete Start-up-Firma hat sich in Turgi bei Baden in einer alten Spinnerei mit dicken Mauern fabrikmässig eingerichtet. «Und hier ist die wichtigste Maschine der Firma», sagt Jeoffroy, er deutet auf die Siebträger-Kaffeemaschine, denn guter Kaffee sei der Treibstoff



«Nachhaltigkeit durch Innovation»: Bauunternehmer Lardi.

Gian-Luca Lardi ist seit 2015 Zentralpräsident des Baumeisterverbandes. Über Etienne Jeoffroy sagt er: «Jeoffroy und FenX sind ein gutes Beispiel für die Transformation der Baubranche: Nachhaltigkeit durch Innovation. Im Gebäudebereich wird heute 40 % weniger Energie als 1990 verbraucht, obwohl die Gebäudefläche um 30 % zugenommen hat. Das entspricht einer Halbierung des Energiebedarfs in den letzten dreissig Jahren! Welche andere Branche hat Vergleichbares erreicht? FenX erhöht die Ressourceneffizienz und reduziert den ökologischen Fussabdruck, indem gebrauchte Rohstoffe in den Baustoffkreislauf zurückgeführt werden.»

für schlaue Köpfe und effiziente Arbeitstage. Vierzehn Personen aus sieben Ländern arbeiten in Turgi. Jeoffroy stammt aus Frankreich, Dijon, und hat nach der Ingenieursausbildung in Frankreich sowie Tätigkeiten bei Sulzer dann an der ETH-Versuchsanstalt Empa und am Materialwissenschaftsdepartement der ETH Zürich seine Doktorarbeit gemacht und eine ETH Pioneer Fellowship angehängt. In diese Zeit fiel das Austüfteln und Entwickeln der Aufschäumungsverfahren. Zusammen mit Kollegin-

nen und Kollegen erforschte er die Prozesse der Blasenbildung, was heute das Wissenskapital der Firma ausmacht. «In der Lockdown-Zeit hatten wir den Gang im dritten Stock des HCI-Gebäudes auf dem Hönningerberg fast für uns, da kamen wir enorm voran», sagt ein Kollege aus dem Team. Unter den sechs Firmengründern ist auch Jeoffroys Doktorvater, ETH-Professor André Studart, der in den letzten Jahren insgesamt sechs Start-ups mitgegründet hat.

Unwillkürlich streicht man mit der Hand über die metergrossen Isolationsplatten, die in der kleinen Fabrikhalle in Turgi an der Wand stehen, und Jeoffroy sagt: «Sehen Sie, der Abrieb fällt zu Boden und schwebt nicht in der Luft, das gilt auch als Vorteil.» Die Platten kommen nun in Testgebäuden sowie als Demonstrationsmaterial bei Gesprächen mit Gipsern, Baufirmen oder Architekten zum Zug. «Aber von jetzt an rechnen wir nicht mehr in Paneelen, sondern in Paletten», sagt er. Vollgepackte Paletten stehen bereits im Raum.

Dahinter erstreckt sich eine Prototyp-Produktionsanlage, mit Vorratssilos, Mischer und Trocknungsraum – die Anlage, in der das geheime Wissen zur Anwendung kommt. Und der Küchenmixer auf dem Tisch? Der dient zu kleinen Schäumungsversuchen. Welches Geheimnis steckt denn in den Dämmstoffen? Es wird in Patenten grob beschrieben, «aber sollte jemand daraus die Verfahren abzuleiten und zu kopieren versuchen, dann sage ich nur: Viel Glück!», sagt Jeoffroy. Das Know-how betreffe das Mischen und Aufschäumen der mineralischen Pulver; die Blasen blieben dadurch länger stabil und besser kontrollierbar, was auch ein energiearmes Trocknen bei niedrigeren Temperaturen ermögliche.

Ziel von FenX ist es, möglichst rasch die Produktion in grossem Massstab anzugehen, am ehesten wohl mit Partnern aus dem Anlagenbau oder etwa auch mit Ziegeleien, die ideale Trocknungshallen hätten. Jeoffroy schwebt eine Art McDonald's-Modell vor: FenX vergibt Franchise-Rechte an Betriebe, die in ihrem lokalen Markt das Baustoff-Recycling übernehmen und mit dem lizenzierten Verfahren den bisher ungeliebten Abfall zum wertvollen Stoff machen.



«Unbrennbar»: Wissenschaftler Jeffroy.

Weltwoche Nr. 15.23

Bild: Gian Marco Castelberg für die Weltwoche

Hyperauthentizität



Dieses Bild ist fake. Wir müssen den Umgang mit Bildern neu lernen.

Mit Wörtern lässt sich lügen; wir glauben, was wir mit eigenen Augen sehen. Darauf weist schon die Bibel hin. Die Künstler der Renaissance erfanden die Zentralperspektive und verliehen den biblischen Geschichten eine visuelle Realität. Die Realitätssuggestion damals ist heute kaum mehr nachzuvollziehen. Jüngst verbreitete sich ein Bild viral, das den Pontifex in modischer Daunenjacke zeigt. Das Bild hat keinen Wahrheitsgehalt, es wurde mit Hilfe künstlicher Intelligenz geschaffen. Auch Bildgeübte fielen tausendfach darauf rein. Nicht die handwerklich fast schon einwandfreie Machart schafft den suggerierten

Wahrheitsgehalt, sondern der dokumentarische Wert der Abbildung; das «Es könnte ja sein» verleiht dem Bild die Aura der Hyperauthentizität. Der Umgang mit Bildern muss neu erlernt werden. Vielleicht stehen wir am Anfang einer neuen Renaissance, dem Übergang zu einer neuen Moderne. Dass wieder ein kirchliches Motiv am Anfang einer Entwicklung steht, scheint fast schon prophetisch.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, ist Sex mit dem Ex eigentlich sinnvoll?

M. R., Aarau

Sex mit dem Ex ist toll. Die Gründe dafür liegen auf dem Kopfkissen. Wer schon einmal in einer nahen Beziehung miteinander war, der kennt sich gut. Sobald wir uns ausziehen, müssen also keine Details mehr verhandelt werden. Wir bewegen uns auf bekannter Haut und bekanntem Terrain, kennen Vorlieben und Abneigungen auswendig. Und das führt dazu, dass wir uns sicher fühlen. Gute Voraussetzungen also, um guten Sex zu haben. Wenn das für beide so stimmt. Und hier kommt der Knackpunkt – und der Grund dafür, warum viele Menschen den Sex mit dem Ex nach dem gemeinsamen Höhepunkt doch bereuen.

Es gibt auch Stolperfallen. Dinge, die beachtet werden dürfen, wenn Sie vermeiden



wollen, dass der Sex mit dem Ex schmerzhaft wird. Fragen Sie sich zunächst, wie lange die Beziehung zurückliegt und ob Sie Ihre Gefühle dazu schon vollständig sortiert haben. Es macht einen Unterschied, wann der Sex stattfindet und in welchem emotionalen Zustand beide Parteien in diesem Moment sind. Alle Gefühle auf beiden Seiten gut geklärt? Was sind die Erwartungen hinter einer erneuten sexuellen Begegnung? Wenn Sex das ist, was er ist, nämlich einfach nur Sex, kann

es eine heisse Nacht werden. Doch sobald ungeklärte Hoffnungen und Erwartungen in der Luft hängen, kann der Schuss schnell nach hinten losgehen. Dann wird Sex zum Werkzeug, um im anderen wieder Gefühle zu wecken, ihn zurückzuerobern oder irgendetwas zu erreichen. Eine solche Situation entsteht zum Beispiel, wenn einer noch verliebt ist und der andere mit der Beziehung abgeschlossen hat. Um ein Gefühlschaos zu vermeiden, ist es wichtig, diese Fragen zu klären und die eigenen Gefühle dabei nicht zu übergehen. Sonst kann Sex mit dem Ex eine sehr schmerzhaft Erfahrung werden, die zu verzweifelten Heulkrämpfen, Liebeskummer und neuen Verwicklungen führt.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch

Sibylle Oetiker

Die Soziologin stand schon immer auf Damenschuhe. Heute steht sie als Anbieterin von Schuhen aus Apfelleber beruflich auf eigenen Füßen. Und es geht vorwärts, Schritt für Schritt.

Wissen Sie, wie aus Äpfeln ein Schuh wird? Bei der Herstellung von Apfelsaft würden Abfälle wie Schale, Kerne und Stiele der Früchte anfallen, erklärt Sibylle Oetiker. Diese würden getrocknet, pulverisiert, mit Polyurethan angereichert, anschliessend auf ein Gewebe aufgezogen und gepresst. «So hält man am Ende ein Kunstleder in der Hand, das nicht einzig aus Plastik, sondern, wie in meinem Fall, zu 70 Prozent aus Apfelresten besteht.»

Oetiker muss es wissen. Vor drei Jahren gründete die studierte Soziologin, die unter anderem für das Zürcher Forschungsinstitut Öffentlichkeit und Gesellschaft (Fög) und zuletzt im Marketing der UBS tätig war, ihr eigenes Schuhlabel. «Den Anstoss gab ein kritischer Artikel über die Lederindustrie.» Sie, die sich als langjährige Schuhfietischistin outet – «vor allem High Heels» –, begann zu recherchieren und kam rasch zur Einsicht, dass die Alternativen zu Echtleder punkto Nachhaltigkeit nicht wirklich zu überzeugen vermochten.

In der Garage ihres Mannes

Wir sitzen im Restaurant «Sopra» des Warenhauses Jelmoli an der Seidengasse und studieren die Karte. Die Jungunternehmerin entscheidet sich für das Tagesmenü mit Fisch. Sashay, so heisst das Label, sei de facto ein *one-woman*-Betrieb, sagt die 41-Jährige. Von den Skizzen der einzelnen Modelle über die Produktionsaufsicht, die Distribution bis hin zu Verkaufsschulungen – all das mache sie weitgehend alleine. «Kürzlich musste ich 1500 Paar Schuhe, die angeliefert wurden, kontrollieren, da hole ich mir dann Hilfe im persönlichen Umfeld», so Oetiker, die ihr Lager in der Garage ihres Partners, des Unternehmensberaters und ehemaligen Diplomaten Thomas Borer, eingerichtet hat.

Der Name kommt vom Englischen Verb *to sashay*, das so viel heisst wie «stolzieren» oder «tänzeln». Produziert werden die Sashay-Schuhe in Portugal, das Kunstleder wie auch die Äpfel sind japanischer Herkunft. Zwar gäbe es hinsichtlich des Transports eine nachhaltigere Option in Italien. «Doch dort ist das Verhältnis mit nur 30 Prozent natürlicher Substanz genau



«Haptisch eine ganz andere Geschichte»: Unternehmerin Oetiker.

umgekehrt», sagt Sibylle Oetiker. «Das ist auch haptisch eine ganz andere Geschichte.»

Der Fokus bei der Verkaufsstrategie liege klar auf dem stationären Handel, betont Sibylle Oetiker. «Wenn ich meine Schuhe nur über meinen Online-Shop verkaufe, erreiche ich rund 50 Prozent der potenziellen Kundinnen nicht», sagt sie. Zudem helfe es, ihre Schuhe anfassen und anprobieren zu können – nicht nur um die Passform zu prüfen, sondern vor allem um sich mit dem neuartigen Material anzufreunden. «Das schafft Vertrauen.»

Nach dem Essen begeben wir uns in die zweite Etage, wo man die Ballerinas, Pumps, Mules und Sandalen von Sashay, die es ab rund 129 Franken gibt, inspizieren und auf ihnen stolzieren darf – genau das werden demnächst wohl nicht wenige Damen tun, hat Sibylle Oetiker doch einen Wettbewerb gewonnen, der im Rahmen von Jelmolis Nachhaltigkeitsinitiative «The Green Act» durchgeführt wurde. Ab Dienstag wird darum ein riesiges Sashay-Plakat zwei Wochen lang an der Gebäudefassade prangen.

Oliver Schmuki

Linda Föh, Sängerin

Die 35-Jährige träumt von einer grossen Samstagabend-Show; sie lebt nach dem Motto «Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg»; das Lachen ihres frisch geborenen Sohns macht sie glücklich.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Linda Föh: Meine Mutter und vermutlich viele Mütter dieser Generation. Meine Mutter stellt immer die ganze Familie und unsere Anliegen in den Vordergrund. Sie macht alles für uns. Schon ihr Leben lang. Sie lebt eigentlich für uns. Ihre Bedürfnisse und Wünsche kommen zuletzt. Ich denke, unsere heutige Generation, mich eingeschlossen, hat gelernt, auch für sich selber einzustehen und Wünsche und Bedürfnisse einzufordern, das war früher viel weniger der Fall.

Weltwoche: Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

Föh: Als Teenager habe ich von jeder amtierenden Miss Schweiz ein Autogramm geholt, ich war ein grosser Fan.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Föh: Ich hoffe, meine wahrhaftigste Überzeugung teilen viele, ich singe sie immer wieder in meinen Liedern: Glaube an deine Träume!

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Föh: Darüber sprechen doch Herr und Frau Schweizer nicht, oder?

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Föh: An (m)einem Mann schätze ich Eigenschaften wie Vertrauen, Freiheit lassen, Respekt, Lachen, Kommunikation.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Föh: In den letzten drei Monaten habe ich oft geweint, eine Achterbahn der Gefühle, wenn ein Kind zur Welt kommt und das Leben komplett auf den Kopf stellt: Freude, Sorgen, Ängste, Glück ... einfach ein einzigartiges Gefühl.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Föh: Ich glaube daran, dass es einen Gott gibt und auch das Schicksal. Beide zusammen helfen ab und zu, mir den Weg zu weisen.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Föh: Keine. Ich wähle, wenn, dann Menschen.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Föh: Ich frage mich gerade, wen das interessiert.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?



«Achterbahn der Gefühle»: Entertainerin Föh.

Föh: Seit Dezember mein Lied «Federleicht», ich singe es meinem Sohn Lio jeden Tag vor. Der Song steht dafür, in jedem Tag ein Stück Glück zu finden, und darum mag ich ihn so sehr.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Föh: Beruflich träume ich von einer grossen Samstagabend-Show, die ich moderieren und in der ich singen darf – eine Kombi aus all meinen Fähigkeiten.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Föh: Da ich als Kind stark schielte und meine Augen inzwischen gelasert habe, habe ich manchmal noch einen Silberblick. Das mag ich nicht so.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Föh: Mit Andreas Caminada. Als leidenschaftliche Köchin und Geniesserin würde ich hoffentlich bei diesem Frühlingsabend von ihm bekocht und bekäme erst noch Tipps.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Föh: Nein.

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Föh: «Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg», das verfolge ich, seit ich denken kann.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Föh: Für mich basiert eine Ehe und die Liebe auf Vertrauen, deshalb nein.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Föh: Zum Beispiel soll jeder normal und gutverdienende Mensch in der Schweiz regelmässig einen Franken an Notbedürftige oder Menschen spenden, die unter der Armutsgrenze leben.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Föh: Ich hätte gern etwas mehr technische Begabung.

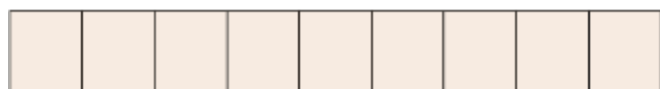
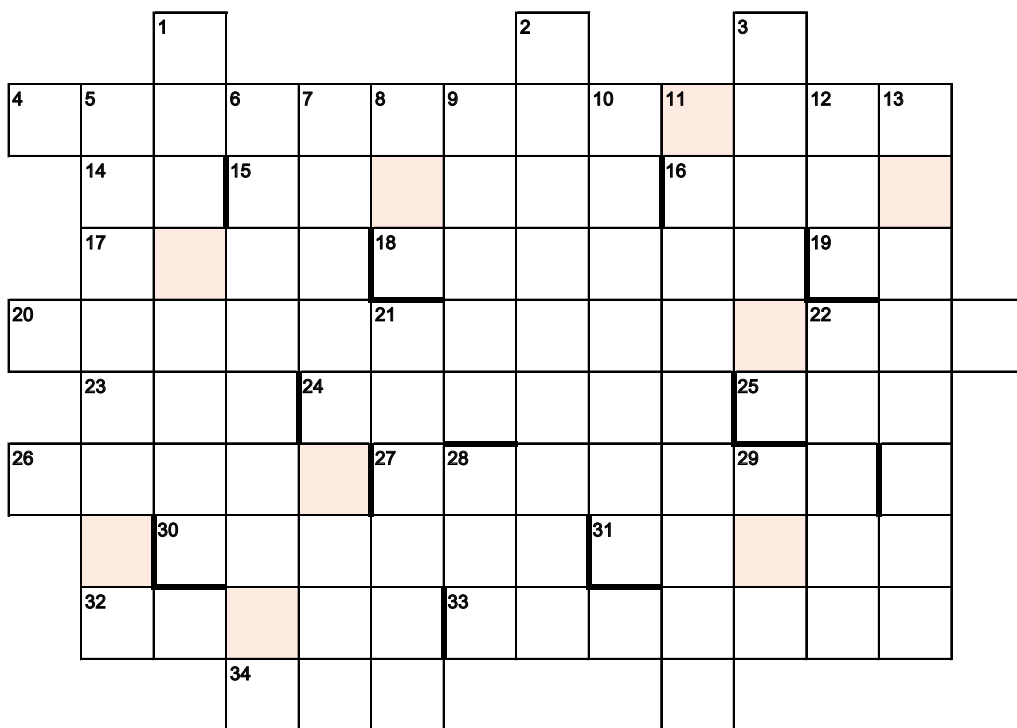
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Föh: Es gibt es immer wieder Menschen und Momente, die mich prägen und mich letztlich auch zu dem machen, was ich bin. Ich nehme von jedem ein kleines Stück mit, das mich inspiriert oder prägt.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Föh: Wenn mein Kind mich anlacht und nach einem gelungenen Konzert.

Das Album «federleicht» von Linda Föh ist im Handel erhältlich. lindafah.ch



Lösungswort — Getreidestockwerk?

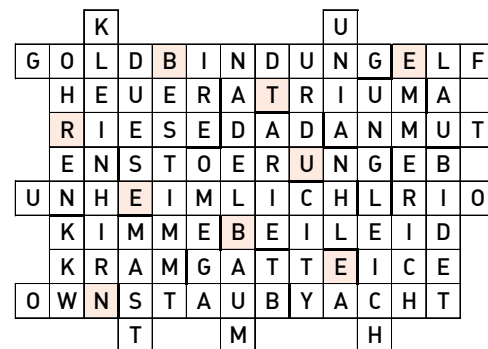
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 riesige Tür in einem Gerichtsgebäude? 14 eine Domäne ehemaliger «Jugos» 15 geht an die Nieren, bzw. kommt von dort 16 keine fliegende Untertasse, aber ein fliegendes halbes Chacheli 17 liegt in Bosco Lugesane und an der Strada Alta 18 China-Regierungssitz östlich der Formosastrasse 19 nicht nur südlich des Gottards vorkommendes Metall 20 versorgt den Schwarzmarkt mit Gartengeräten? 23 hätte beide Seiten des Röstigrabens verbunden, wenn sie denn je realisiert worden wäre 24 Hernie in anderer ...-folge 25 das «immerhin» eines Optimisten aus Pessimisten-Sicht 26 unter den Füßen willkommenere als vor dem Kopf 27 sollten in einem gut sortierten Laden auf keinen Fall fehlen 30 Ergebnis von gut 200 Jahren Winterthurer Unternehmertegeist 31 ist bekanntlich heikler als denken 32 kommt uns spanisch vor, liegt aber an der Elbe 33 worauf nicht nur Musiker gerne stossen 34 ist in allen Elternräten vertreten

Senkrecht — 1 manche ... könnten bei der Präsentation ihrer Studien ruhig etwas ... auftreten 2 besteht in der Mitte aus Hartholz und dient der Sicherung 3 was wir in überfüllten Verkehrsmitteln müssen und zu unsern Fehlern sollten 5 darin bewegt man sich oft Hals über Kopf fort 6 hat dank menschlicher Hilfe grossen Erfolg bei der Weitergabe seiner Gene 7 gepflegte Art zu diskutieren 8 wird offen auf den Tisch gelegt 9 in Deutschland nirgends mehr, in Ostasien aber weiterhin vorkommend 11 dieser Sänger und Dichter ist buchstäblich sagenhaft 12 tönt nach einem ziemlichen Flop 13 kommt in Schaltjahren, aber nicht in normalen Jahren vor 14 aus Igelurin herstellbare Verbindung 15 einst gerne zusammen mit Ambrosia konsumiert 16 lückenhafte Burgen im südlichen Afrika 17 mythische Insel in der Paläarktis 18 diese Rasensportorganisation ist beinahe gleichgültig

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 812



Waagrecht — 3 GOLDBINDUNG 11 ELF (Nummer dieser Rätselfrage) 13 HEUER 14 (N)ATRIUMchlorid 16 RIESE 17 Bagdad 19 ANMUT 20 Engstellen 21 STÖRUNG 24 EB (Eisenbahn) 26 UNHEIMLICH 28 CabRIO (span. f. Fluss) 29 KIMME 31 BEILEID (Beil-Eid) 32 SakRAMentshäuschen 33 GATTE 36 ICE 37 OWN (engl. f. besitzen) 38 STAUB 39 YACHT (Y-acht)

Senkrecht — 1 KLEINHIRN 2 UNIA 4 OHREN (Oh Ren!) 5 DUESE 6 BESTIMMT 7 British EmpIRE 8 NADELBAUM 9 DT Swiss (kurz f. Deutsch) 10 URDU (Ur-Du) 11 EMMERICH (Emmer-Ich) 12 LAUGenbrötchen 15 UNGLEICH 18 (V)ARIETés 22 OMEGA 23 NHL 25 BIDET 27 Capacity 29 KKW (Kernkraftwerk) 30 MAST 34 TB (Tuberkulose) 35 EA

Lösungswort — **BETRUEBEN**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Grossartiger Geschmack. Weniger Zucker.



Wir wissen, dass zu viel Zucker für niemanden gut ist. Deshalb stehen Zuckerreduktion und Investitionen in Innovationen im Mittelpunkt unseres Handelns. Wir bieten eine Auswahl und wollen so den Menschen ermöglichen, ihren Zuckerkonsum zu reduzieren, während sie weiterhin Getränke mit grossartigem Geschmack geniessen können.

Wir reduzieren den Zuckergehalt in unseren Rezepten, entwickeln neue zuckerreduzierte und zuckerfreie Getränke und bieten kleinere Verpackungen an. Darüber hinaus fördern wir durch unser Marketing und unsere Kommunikation besonders zuckerreduzierte und zuckerfreie Getränke.

Heute sind 60% unserer in der Schweiz verkauften Produkte kalorienfrei, kalorienarm oder kalorienreduziert.

Coca-Cola
in Europe

Gemeinsam mit unseren Branchenkolleg:innen vom Verband Schweizerischer Mineralquellen und Soft-Drink-Produzenten SMS haben wir den durchschnittlichen Zuckergehalt in unseren Getränken um 15% (2005–2020) reduziert.

© 2023 The Coca-Cola Company. Verantwortlicher Herausgeber Coca-Cola Services SA/NV, Chaussée de Mons 1424, 1070 Brüssel.